

WERKMITTEILUNGEN

NR. 14 · NOVEMBER 1954



Pensionäre
fuhren ins Blaue

Freunde sind wie vom selben Vater, Liebende wie von derselben Mutter.

Madagaskar

Einen wahren Freund halte mit beiden Händen fest.

Afrikanisch (Nigeria)

Keine Straße ist lang mit einem Freund an der Seite.

Japanisch

Ein Freund am Wege ist besser als ein Penny im Beutel.

Englisch

Ein alter Freund ist der beste Spiegel.

Spanisch

So, wie du deinem Freund einschenkst, mußt du selber trinken.

Russisch

Wer einen guten Freund hat, bedarf keines Spiegels.

Malaiisch

Wahre Freundschaft überlebt Verwandtschaft.

Bantu (Afrika)

Wenn du ruiniert bist, magst du zu deines Freundes Haus gehen, aber nicht zu dem deiner Schwester.

Indisch (Teluga)

Lebensweisheit — international

Hast du Sorgen, so denk an deine Verwandten, und droht dir Gefahr, so halt dich an alte Freunde.

Chinesisch

Nicht alle sind deine Freunde, die dir grinsend ihre Zähne zeigen.

Negro-amerikanisch

Wenn du genug von deinem Freund hast, gib ihm ein Darlehen.

Russisch

Aller Leute Freund, jedermanns Narr.

Deutsch

Jedermanns Freund ist niemandes Freund.

Spanisch

Deiner Bekanntschaften soll's im ganzen Reich welche haben, Freunde aber nicht so viele.

Chinesisch

Ein zu großer Freund, kein Freund.

Serbisch

Ohne Freunde kannst du kein Fest feiern.

Indisch

Freundschaft, die der Wein macht, dauert selten über eine Nacht.

Deutsch

Wer einen beständigen Freund sucht, geh auf den Friedhof.

Russisch

Amicu di gottu ti lascia 'ntra um bottu (Becherfreund läßt dich im Stich).

Sizilianisch

Aus dem Inhalt:

Das Rohr als Lebenselement · Neues Lohn- und Gehaltsabkommen · Belegschaftsstand und Entwicklung · Italien — Sonnenland der Sehnsucht · Pensionäre führen ins Blaue · Vom Zeitungslesen „Sein“ oder „Nichtsein“ · Hoch soll er leben

Westdeutschlands Weg zur Montan-Union

und der Hüttenfacharbeiter-Austausch

In unserem Bericht über die Jahrestagung des Ausschusses für Sozialwirtschaft, welchen wir in der August-Ausgabe (Nr. 12) der Werkmitteilungen veröffentlichten, war die Rede vom Hüttenfacharbeiter-Austausch im Bereich der der Montan-Union angeschlossenen Länder. Es war dies das erste Mal, daß wir hier auf die Montan-Union zu sprechen kamen. Unsere Leser kennen diesen Zusammenschluß aus der Presse im wesentlichen unter dem politischen Aspekt, der in der weiteren Entwicklung ein Gebilde zum Ziel hat, das als die Vereinigten Staaten von Europa bezeichnet werden könnte. Allerdings wird man sich nicht ohne weiteres die USA zum Muster nehmen dürfen, denn die kulturelle Eigenständigkeit der Völker Europas wird dabei nicht einfach übergangen werden können. Wenn die Idee des Zusammenschlusses zunächst auf wirtschaftlichem Gebiet versucht wurde, so folgte man der Überlegung, daß sich hier am ehesten Brücken bauen ließen, denn das Wirtschaftsleben ist insofern weniger vorbelastet. Der Gedanke wurde über den französischen Außenminister Schuman als sogenannter Schuman-Plan Gegenstand der Verhandlungen der Regierungen. Dieser erste Schritt eines europäischen Zusammenschlusses war die Gründung des gemeinsamen Marktes für 155 Millionen Menschen der Länder Belgien, Frankreich, Holland, Italien, Luxemburg, Westdeutschland und das Saargebiet, welches wirtschaftlich in diesem Zusammenhang zu Frankreich gerechnet werden muß.

Einer besonderen Betrachtung sei hier zunächst die Entwicklung wert, welche die Eisen- und Stahlindustrie Westdeutschlands nach Kriegsende durchgemacht hat, das dem Umfang der Erzeugung nach heute ein wesentlicher Partner im Kreise der Montan-Union-Länder ist. Die nachfolgenden Daten mögen diesen Weg deutlich machen.

2. 8. 45 Potsdamer Abkommen. Deutschland wird nur eine Stahlerzeugung gestattet, die für den „zugelassenen“ Lebensstandard ausreicht.
26. 3. 46 Plan für Reparationen und den Nachkriegsstand der deutschen Wirtschaft, aufgestellt von den USA, Sowjetunion, England und Frankreich. Die Leistungsfähigkeit der deutschen Stahlindustrie wird auf 7,5 Millionen t oder 39 Prozent der

Erzeugung von 1936 festgelegt. Als Jahreserzeugung werden 5,8 Millionen t erlaubt. Diese Zahl wird alljährlich vom Alliierten Kontrollrat neu überprüft. Deutschland sollen nur veraltete Stahlanlagen belassen werden. Demgegenüber berechnet die Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie den deutschen Stahlbedarf mit 14 Millionen t jährlich.

26. 8. 47 Dreierkonferenz in London, beteiligt die USA, England und Frankreich. Es hatte sich ergeben, daß die Voraussetzung von Potsdam, die Bildung einer wirtschaftlichen Einheit Deutschlands, sich nicht erfüllt hat. Der „revidierte Industrieplan“ stellt fest, daß 5,8 Millionen t Jahreserzeugung nicht einmal ausreichen, um die Wirtschaft der Bizone lebensfähig zu erhalten. Um diese auf eigene Füße zu stellen, wurde die jährliche Stahlerzeugung von 5,8 auf 10,7 Millionen t Rohstahl erhöht. Das sind 72 Prozent der Produktion von 1937. Inzwischen ist aber die Bevölkerung Westdeutschlands derart gewachsen, daß die Stahlversorgung je Kopf nur etwa 50 Prozent der Vorkriegsleistung gleichkommt.

22. 12. 48 Ruhrstatut. Aufstellung einer internationalen Ruhrbehörde, der weitgehende Kontrollrechte in der Montanindustrie eingeräumt werden.

13. 4. 49 Abkommen der drei Westmächte über das Verbot und die Beschränkung bestimmter Industrien in Deutschland. Die erlaubte Stahlerzeugung wird von 10,7 auf 11,1 Millionen t heraufgesetzt. Hierbei handelt es sich jedoch um keine wirkliche Erhöhung, sondern nur um die durch Einbeziehung der französischen Zone erforderliche Erweiterung.

3. 4. 51 Abkommen der drei Hohen Kommissare betreffend die Überwachung der Industrie. Die Leistungsbeschränkung der Stahlindustrie bleibt bestehen, jedoch kann die Hohe Kommission eine Überschreitung der 11,1 Millionen t geneh-

migen, wenn dies die Verteidigungsanstrengungen erforderten. Anlaß zu dieser Klausel gab der Koreakrieg.

18. 4. 51 Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl. Der Vertrag wird von den 6 Außenministern der beteiligten Länder in Paris unterzeichnet.
25. 7. 52 Der Vertrag tritt in Kraft. Die deutsche Stahlindustrie wird im wesentlichen frei. Die Befugnisse der Alliierten Hohen Kommission und ihrer Kontrollorgane erlöschen und gehen auf die Hohe Behörde der Montan-Union über, in der Deutschland gleichberechtigt vertreten ist.

Die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl, wie die Montan-Union genannt wird, begründet also zunächst den gemeinsamen Markt für diese beiden Grundstoffe, wobei unter den Begriff Stahl nicht nur die Rohstahl-Erzeugung, sondern auch die erste Verarbeitungsstufe, die Walzwerksproduktion wie Stabstahl, Bleche, Formstahl usw. fallen. Inzwischen sind Schrott und Edelmehle ebenfalls einbezogen worden. Die neuen absatzmäßigen Gegebenheiten haben unser Werk bisher in Bezug auf unsere Erzeugung kaum berührt, da wir den Ausstoß unseres Martinwerkes abgesehen vom Verkauf kleinerer Mengen Rohblöcke selbst aufnehmen und die Produkte unserer weiterverarbeitenden Betriebsabteilungen nicht unter die Abreden, welche den gemeinsamen Markt betreffen, fallen. In absatzwirtschaftlichen Fragen befinden wir uns als Werk daher noch vorwiegend in der Rolle des Beobachters.

Daß die Aufgaben der Montan-Union sehr vielseitig sind, geht aus der Gliederung in eine Anzahl von Hauptabteilungen hervor, unter denen die Arbeit der Hauptabteilung für soziale Fragen in diesem Rahmen und im Zusammenhang mit den Fragen des Hüttenfacharbeiter-Austausches unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Über die hierfür vorgesehene Einführung der sogenannten Arbeitskarte der europäischen Gemeinschaft führte Dir. Best als Vorstandsmitglied der Wirtschaftsvereinigung der Eisen- und Stahlindustrie und Vorsitzender des Ausschusses für Sozialwirtschaft Verhandlungen. Wir werden über den Stand der Dinge bei nächster Gelegenheit berichten.

Mch.

DAS ROHR ALS LEBENSELEMENT



In den letzten 150 Jahren hat sich die Bevölkerung in allen Ländern der Welt vervielfacht. Von 728 Millionen stieg die Einwohnerzahl des Erdkreises auf etwa $2\frac{1}{4}$ Milliarden, während sie bis dahin Jahrhunderte hindurch fast konstant geblieben war. Geht man den Gründen für dieses ungewöhnlich schnelle Ansteigen nach, kommt man zu dem Ergebnis, daß es eine Folge der sprunghaft technischen Entwicklung auf allen Gebieten, nicht zuletzt der Nutzbarmachung bisher wohl bekannter, aber ungeachtet gelassener Energiequellen ist. Es gelang der Menschheit, die angesammelten Energien der Natur in ihre Dienste zu stellen.

In erster Linie sind es Kohle und Erdöl, die die Grundlage der heutigen technischen Kultur bilden. Bis in das 18. Jahrhundert hinein wurde die Kohle fast gar nicht verwendet, während das Erdöl erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts seinen Siegeszug antrat.

Die restlose Ausnutzung dieser Energiequellen wurde mit Hilfe des Stahlrohres, vor allem aber des nahtlosen Stahlrohres, möglich. Es gestattete, Drücke zu bewältigen, denen die bis dahin bekannten Rohre nicht gewachsen waren. Man vergewaltigte sich nur moderne Dampfkraftanlagen mit Drücken bis zu mehreren hundert Atmosphären oder aber auch Wasserkraftanlagen zur Nutzbarmachung der „weißen Kohle“. Was waren dagegen die alten klappernden Mühlen am rauschenden Bach!

Zu dem wichtigsten Energieträger der heutigen modernen Wirtschaft, und hier wiederum des Kraftverkehrs, wurde das Erdöl, dessen Produktion in den letzten 50 Jahren sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verdoppelt hat. Um die Jahrhundertwende belief sich die Erdölförderung der Welt auf 21 Millionen t, im Jahre 1952 waren es bereits 610 Millionen t. So bedeutungsvoll die Erschließung der die Energie tragenden Stoffe auch ist, ihre praktische Nutzbarmachung ist eine Frage des wirtschaftlichen Transportes. Eisenbahnkesselwagen, Tankkraftwagen und Tankschiffe wären nicht in der Lage,

ihn zu übernehmen. Erst durch den Bau von Stahlrohrleitungen, sogenannten Pipe Lines, konnte er bewältigt werden. Welche eine ausschlaggebende Rolle dem Rohr als Transportmittel schlechthin, also nicht nur als Transportmittel von Massengütern, zukommt, erhellt wohl am eindringlichsten, wenn man einmal unterstellt, in den nächsten Minuten würden in der ganzen Welt sämtliche Rohre der Vernichtung anheimfallen. Eine Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes würde eintreten. Sie würde zur Vernichtung der gesamten Kultur, wenn nicht gar der Menschheit führen. Sicherlich wäre es eine weit größere Vernichtung als diejenige, die durch Atombomben herbeigeführt werden kann.

Nur das Rohr gestattet das Zusammenleben von Menschen in Städten und Großstädten. Die zum Leben notwendigen ungeheuren Mengen an Trink- und Gebrauchswasser können nur durch Rohre, oft über hunderte Kilometer, herangeschafft werden. Das gleiche gilt für die gewaltigen Energiemengen, die zur Ausnutzung der großen Industrieanlagen, insbesondere der Hütten- und Walzwerke, und zur Aufrechterhaltung des Verkehrs notwendig sind.

In den Vereinigten Staaten beträgt das Ölleitungsnetz rund 250 000 km, wozu noch 600 000 km zur Beförderung von Erdgas kommen. Mehr als zwei Drittel aller Leitungen sind Fernleitungen. Erdöl- und Erdgasleitungen haben in den Vereinigten Staaten heute bereits mehr als die doppelte Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, das 360 000 km lang ist. Der Transport von rund 40 Prozent der amerikanischen Ölförderung erfolgt durch Rohrnetze, ein Drittel durch Tankschiffe und nur 10 Prozent auf der Eisenbahn. Der Rest wird im Straßenverkehr befördert. Die während des Krieges errichtete 2300 km lange Leitung von Texas zur amerikanischen Ostküste, mit einem Durchmesser von 610 mm, weist eine Jahreskapazität von 13 Millionen t auf. Sie allein ersetzt bei einer Jahresleistung von 30 Milliarden tkm den dau-



Während früher Sturzbäche durch Wasserräder zu kleinen Energiequellen umgewandelt wurden, liefern heute modernste Kraftwerke mit Stahlrohren ein Tausendfaches an Leistung.

ernden Umlauf von 20 000 Eisenbahnkesselwagen.

Sobald es sich um große, regelmäßig zu befördernde Mengen handelt, weisen Rohrleitungen gegenüber anderen Transportmitteln, namentlich aber gegenüber der Eisenbahn, erhebliche Vorteile auf. Die Beförderung von Massengütern in Leitungen erfordert im allgemeinen lediglich wenige konzentrierte Kraft- und Pumpanlage. Die Be- und Entladungen sind einfacher als beim Schienentransport. In Rohrleitungen ist Nettogleich Bruttolast. Beim Schienentransport dagegen entsteht nur ein Nutzeffekt von etwa 50 Prozent. Bei einem Güterwagen ist das Eigengewicht fast so groß wie die Nutzlast. Einen Rücklauf von Leergut gibt es bei Rohrleitungen nicht. Auf eine installierte Pferdestärke entfällt bei einer Rohrleitung im Vergleich zur Eisenbahn ein Vielfaches der Nutzleistung. Nach amerikanischen Berechnungen machen bei Pipe Lines die Selbstkosten je tkm nur ein Drittel der Kosten für den Transport in geschlossenen Eisenbahnzügen aus. Viel wichtiger aber noch als diese rein kostenmäßigen Vorteile ist die Tatsache, daß die heute benötigten gewaltigen Mengen an Erdöl und Erdgas nur in geschlossenen Leitungen befördert werden können. Große Erdölvorkommen, so in Saudi-Arabien, hätten gar nicht erschlossen werden können, wenn die geförderten Mengen nicht in Leitungen zu den Häfen zum Abtransport in Tankschiffen oder zu den Raffinerien befördert werden könnten.

Fast noch größere Bedeutung als für den Transport von Erdöl kommt den Rohrleitungen für den Transport von Erdgas zu. Der Verbrauch von Erdgas wächst weit schneller als der eines jeden anderen Energieträgers, eben weil die Gesteungskosten des Erdgases, umgerechnet auf die kalorische Einheit, überaus niedrig sind. Der Konkurrenzvorteil bleibt selbst auf Entfernungen von über 2000 km noch bestehen.

Welche Bedeutung ergiebige Erdgasquellen für die Energieversorgung eines Landes haben können, zeigt treffend Italien. Anfang 1952 lieferten die in der industriereichen Po-Ebene erschlossenen Quellen bei einer Tagesleistung von 4 Millionen Kubikmeter, umgerechnet auf

Erdöl, etwa 1,4 Millionen t je Jahr. Bei weiterem Bau von Rohrleitungen kann die Produktion auf das $2\frac{1}{2}$ -fache gesteigert werden, ohne bereits damit alle Möglichkeiten auszuschöpfen. Italien aber wird auf diese Weise in die Lage versetzt, 80 Prozent seines Energiebedarfs selbst zu decken, gegen nur 40 Prozent im Jahr 1937.

Diese wenigen Beispiele lassen eindeutig erkennen, daß die moderne Technik ohne das Stahlrohr nicht denkbar ist. Mit seiner Hilfe konnten die modernen Maschinen, Verkehrsmittel, chemischen Produkte aller Art, wie sie der Bekämpfung von Seuchen, der Erhaltung der Gesundheit, der Steigerung der Agrarerträge usw. dienen, geschaffen werden. Während bis vor rund 200 Jahren der Menschheit eine fast konstante Energiemenge als Muskel-, Wind- und Wasserkraft zur Verfügung stand, ist diese dank der Einschaltung des Rohres in die Technik auf ein Vielfaches gestiegen.

Die Energie, die die Vereinigten Staaten beispielsweise aus der laufenden Erdölförderung gewinnen, entspricht etwa der Leistung von 22 Milliarden Arbeitern, die an 5 Tagen der Woche 8 Stunden je Tag tätig sind, also fast der zehnfachen der Bevölkerung des Erdballes.

Die Verwendung des Rohres zum rationellen Transport von Massengütern ist keineswegs zum Abschluß gekommen. Versuche haben gezeigt, daß es nicht nur für die Beförderung von flüssigen und gasförmigen Medien wirtschaftlich das Gegebene ist, sondern auch unter gewissen Voraussetzungen für die festen Körper. Feingekörnte Massengüter, wie Getreide, staub- und mehllartige Substanzen, Düngemittel usw. lassen sich mit Hilfe von Saugvorrichtungen unter Einsparung zahlreicher Arbeitskräfte in Rohrleitungen schnell aus Schiffen entladen und über kürzere Entfernungen befördern. Ein solcher Transport ist infolge der Staubfreiheit hygienisch. Die gefährlichen Staub-Luft-Gemische und die damit verbundene Explosionsgefahr werden unterbunden.

Erwähnt seien schließlich noch Rohrgittermasten, die es ermöglichen, gewaltige elektrische Energien über größte Entfernungen zu transportieren, und schlanke Antennentürme aus Sonderstahlrohren, die eine schnelle und einwandfreie Nachrichtenübermittlung im Funkverkehr gewährleisten.

Je mehr das Rohr für alle diese Zwecke Verwendung findet, desto größere Energiemengen können der Menschheit nutzbar gemacht werden und ihr im Kampf um das tägliche Brot Hilfe leisten. Das Rohr ist also eins der wichtigsten Hilfsmittel, um der Menschheit ein besseres Leben zu ermöglichen.

Dr. Alfred Tillmannshöfen

Neue Lohn- und Gehaltsabkommen

(Auszug) Gültig ab 1. September 1954

A Lohn für Arbeitnehmer über 21 Jahre

Lohngruppe 1

	Stunden- lohn bisher	Stunden- lohn	Akkord- Richtsätze
Ungelernte Arbeiter mit Arbeitsbereitschaft	DM (1.11)	1.17	—

Lohngruppe 2

Hilfsarbeiter	DM (1.18)	1.25	1.44
---------------	-----------	------	------

Lohngruppe 3

Angelernte Arbeiter	DM (1.26)	1.33	1.53
---------------------	-----------	------	------

Lohngruppe 4

Spezialarbeiter (angelernte Arbeiter in anerkannten Anlernberufen)	DM (1.36)	1.44	1.66
--	-----------	------	------

Lohngruppe 5

Facharbeiter	DM (1.48)	1.56	1.79
--------------	-----------	------	------

Lohngruppe 5a

Spezialfacharbeiter in den Hüttenbetrieben (Hochöfen, Stahl- und Walzwerken)	DM (1.55)	1.64	1.89
--	-----------	------	------

Lohngruppe 6

Qualifizierte Facharbeiter	DM (1.63)	1.72	1.98
----------------------------	-----------	------	------

§ 3

An die Stelle der Erläuterungen zum Schiedsspruch vom 26. September 1951 treten folgende Bestimmungen:

1. Außertarifliche Zulagen, die im Hinblick auf die persönliche Leistung oder auf die Anforderungen des Arbeitsplatzes gewährt werden, werden in ihrer Höhe durch den Abschluß dieses Abkommens nicht berührt.

2. Das Abkommen darf nicht zum Anlaß genommen werden, Tätigkeiten oder Arbeitnehmer in eine niedrigere Lohngruppe als bisher einzustufen.
3. Das Abkommen darf nicht zum Anlaß genommen werden, vorgegebene Akkordzeiten zu verringern.

§ 4

Dieses Abkommen tritt am 1. 9. 1954 in Kraft und kann mit einmonatiger Frist zum Ende eines Kalendermonats, erstmalig zum 31. 10. 1955, gekündigt werden.

Das Lohnrahmenabkommen vom 5. 12. 1952 wird verlängert und kann mit einmonatiger Frist zum Ende eines Kalendermonats, erstmalig zum 31. 10. 1955, gekündigt werden. Wenn während der Laufdauer des Abkommens in den grundlegenden Verhältnissen eine wesentliche Veränderung eintreten sollte, ist jede Tarifvertragspartei berechtigt, neue Tarifverhandlungen zu verlangen.

Der betriebliche Normallohn nach Arbeitsplatzwert wurde entsprechend der tariflichen Lohnerhöhung verändert (siehe Tabelle 1).

Die Lohnsätze (Normallöhne) der einzelnen Arbeitsplätze können beim Abteilungsmeister eingesehen werden.

Die Leistungslohntabellen sind in jeder Abteilung ausgehängt.

Nach der gezeigten Leistung und den verfahrenen Stunden der jeweiligen Gruppe kann jeder Arbeiter seinen Gesamt-Verdienst (Normallohn plus Leistungslohn) an Hand der Leistungstabelle errechnen.

Die Abteilung „Leistung und Lohn“ (Sachbearbeiter Schoppe) gibt bei Unklarheiten über die Lohnerrechnung gern Auskunft.

B Gehalt für kaufmännische und technische Angestellte

Tarifangestellte	Gruppe I	(bisher)
vor vollend. 18. Lebensjahr	DM 168.—	(157.—)
nach vollend. 18. Lebensjahr	DM 202.—	(189.—)
nach vollend. 21. Lebensjahr	DM 250.—	(234.—)
nach vollend. 25. Lebensjahr	DM 311.—	(291.—)
nach vollend. 30. Lebensjahr	DM 353.—	(330.—)
	Gruppe II	
nach vollend. 18. Lebensjahr	DM 236.—	(221.—)
nach vollend. 21. Lebensjahr	DM 304.—	(284.—)
nach vollend. 25. Lebensjahr	DM 370.—	(346.—)
nach vollend. 30. Lebensjahr	DM 413.—	(386.—)

	Gruppe III	
Mindestsätze ohne Rücksicht auf das Lebensalter	DM 413.—	(386.—)
nach 3 Jahren in der Gruppe	DM 521.—	(487.—)

	Gruppe IV	
Mindestsätze ohne Rücksicht auf das Lebensalter	DM 531.—	(496.—)
nach 3 Jahren in der Gruppe	DM 641.—	(599.—)

Meister	Gruppe M I
ohne berufliche Fachausbildung	DM 438.— (409.—)
mit beruflicher Fachausbildung	DM 498.— (465.—)

	Gruppe M II
ohne berufliche Fachausbildung	DM 538.— (503.—)
mit beruflicher Fachausbildung	DM 623.— (582.—)

Meister unter 30 Jahren erhalten 10 Prozent weniger. Meister in Warmbetrieben erhalten 6 Prozent mehr als die unter M I und M II aufgeführten Meister.

Weibliche Angestellte

Weibliche Angestellte mit der gleichen Arbeit und Leistung erhalten die gleichen Gehälter wie Männer der gleichen Gruppe. Im übrigen erhalten weibliche Angestellte 90 Prozent der vereinbarten Gehaltssätze.

§ 3

An Stelle der Erläuterungen zum Schiedsspruch vom 26. 9. 51 gelten die Bestimmungen des § 8 Ziffer 1 des Rahmentarifvertrages für die Angestellten in der Eisen-, Metall- und Elektro-Industrie vom 2. 4. 1952.

§ 4

Dieses Abkommen tritt am 1. 9. 1954 in Kraft und kann mit einmonatiger Frist am Ende eines Kalendermonats, erstmalig zum 31. 10. 1955, gekündigt werden.

Wenn während der Laufdauer des Abkommens in den grundlegenden Verhältnissen eine wesentliche Veränderung eintreten sollte, ist jede Tarifvertragspartei berechtigt, neue Tarifverhandlungen zu verlangen.

Unsere betrieblichen Gehaltstabellen für kaufmännische und technische Tarifangestellte wurden entsprechend der tariflichen Gehaltserhöhung geändert (siehe Tabelle 2).

Lehrlingsabkommen

I. Höhe der Lehrlingsvergütung

	Tarif ab 1. 9. 54	(bisher)
im 1. Lehr(Anlern)jahr	DM 60.—	(57.—)
im 2. Lehr(Anlern)jahr	DM 76.—	(73.—)
im 3. Lehrjahr	DM 90.—	(86.—)
im 4. Lehrjahr	DM 107.—	(100.—)

II. Dieses Abkommen tritt am 1. September 1954 in Kraft und kann mit einmonatiger Frist zum Ende eines Kalendermonats, erstmalig zum 31. Oktober 1955, gekündigt werden.

III. Im übrigen bleiben die Bestimmungen des Abkommens vom 6. Juli 1953 in Kraft.

Unsere betriebliche Tabelle für Lehrlingsvergütung wurde entsprechend der Erhöhung geändert (siehe Tabelle 3).

Männer: Festlohn 114,77 Dpfg., Punktwert = 3,74 Dpfg. über 21 Jahre = 100% Tab. 1

Lohngruppe	Wertzahl	Arbeitswertlohn
I	bis 6	1.37
II	über 6— 8	1.41
III	über 8—10	1.48
IV	über 10—12	1.56
V	über 12—14	1.63
VI	über 14—16	1.71
VII	über 16—18	1.79
VIII	über 18—20	1.86
IX	über 20—22	1.94
X	über 22—24	2.01
XI	über 24—26	2.08
XII	über 26—28	2.16
Jugendliche von 18—21 Jahren erhalten	95%	
Jugendliche von 16—18 Jahren erhalten	70%	
Jugendliche unter 16 Jahren erhalten	55%	
Frauen: erhalten	90% der o. a. Löhne für Männer	

Tab. 2

	Gr. I		Gr. II		Gr. III		G. IV	
	m	w	m	w	m	w	m	w
Mindestsätze ohne Rücksicht auf das Lebensalter								
vor vollend.								
18. Lebensj.	168	151	—	—				
nach vollend.								
18. Lebensj.	202	182	236	212	A	413	372	531 478
19. Lebensj.	218	196	259	233	1	449	404	568 511
20. Lebensj.	234	211	282	254	2	485	437	605 545
21. Lebensj.	250	225	304	274	3	521	469	641 577
22. Lebensj.	266	239	321	289				
23. Lebensj.	281	253	338	304				
24. Lebensj.	296	266	354	319				
25. Lebensj.	311	280	370	333				
26. Lebensj.	320	288	379	341				
27. Lebensj.	329	296	388	349				
28. Lebensj.	337	303	397	357				
29. Lebensj.	345	311	405	365				
30. Lebensj.	353	318	413	372				

Meister-Gehälter

Gruppe M I Hilfsmeister

ohne berufl. Fachausbildung a) 438.—
mit berufl. Fachausbildung b) 498.—

Gruppe M II Meister

ohne berufl. Fachausbildung a) 538.—
mit berufl. Fachausbildung b) 623.—

Meister in Warmbetrieben erhalten 6% mehr
Meister unter 30 Jahren 10% weniger

Ausbildungsbeihilfe für Lehrlinge

bei Eintritt vor Vollendung des 16. Lebensjahres:

i. 1. Lehrjahr	DM 60.— u. DM 18.—	soz. Zulage = DM 78.—
i. 2. Lehrjahr	DM 76.— u. DM 15.—	soz. Zulage = DM 91.—
i. 3. Lehrjahr	DM 90.— u. DM 15.—	soz. Zulage = DM 105.—
i. 4. Lehrjahr	DM 107.— u. DM 15.—	soz. Zulage = DM 122.—

bei Eintritt nach Vollendung des 16. Lebensjahres, aber vor Vollendung des 18. Lebensjahres:

i. 1. Lehrjahr	DM 65.— u. DM 18.—	soz. Zulage = DM 83.—
i. 2. Lehrjahr	DM 81.— u. DM 15.—	soz. Zulage = DM 96.—
i. 3. Lehrjahr	DM 95.— u. DM 15.—	soz. Zulage = DM 110.—
i. 4. Lehrjahr	DM 112.— u. DM 15.—	soz. Zulage = DM 127.—

bei Eintritt nach Vollendung des 18. Lebensjahres, aber vor Vollendung des 21. Lebensjahres:

i. 1. Lehrjahr	DM 75.— u. DM 18.—	soz. Zulage = DM 93.—
i. 2. Lehrjahr	DM 91.— u. DM 15.—	soz. Zulage = DM 106.—
i. 3. Lehrjahr	DM 105.— u. DM 15.—	soz. Zulage = DM 120.—
i. 4. Lehrjahr	DM 122.— u. DM 15.—	soz. Zulage = DM 137.—

bei Eintritt nach Vollendung des 21. Lebensjahres:

i. 1. Lehrjahr	DM 90.— u. DM 18.—	soz. Zulage = DM 108.—
i. 2. Lehrjahr	DM 106.— u. DM 15.—	soz. Zulage = DM 121.—
i. 3. Lehrjahr	DM 120.— u. DM 15.—	soz. Zulage = DM 135.—
i. 4. Lehrjahr	DM 137.— u. DM 15.—	soz. Zulage = DM 152.—

Lehrlinge bzw. Anlernlinge in den Berufen als Schmied, Former, Hochöfner, Martin-, Elektro- oder Thomasstahlwerker, Walzwerker und Metallhüttenwerker erhalten zu den vorstehenden Sätzen einen Zuschlag von DM 15.— monatlich.

Kaufmännische und gewerbliche Lehrlinge mit Reifezeugnis und kaufmännische Lehrlinge mit dem Abschluszeugnis einer höheren Handelsschule erhalten DM 15.— monatlich mehr.

Tab. 3

Belegschaftsstand und -entwicklung 1947 bis 1953

Dieser Bericht soll den Betriebsangehörigen unseres Werkes die Möglichkeit geben, sich einen Überblick über soziale Fragen der täglichen Arbeit zu verschaffen. Wenn in diesem Zusammenhang statistisches Material verwendet wird, dann nur in dem Rahmen, wie es für eine bessere Darstellung und Übersicht notwendig ist.

Der letzte Krieg ist auch an unserem Werk nicht spurlos vorübergegangen. Wie in vielen anderen Betrieben, wurde auch bei uns die Produktion 1945 aus Mangel an Aufträgen stillgelegt. Die notwendigen Reparaturen konnten mit den wenigen vorhandenen Arbeitskräften nur schrittweise vorgenommen werden. Der Pulsschlag der gesamten Industrie in Deutschland war kaum noch zu spüren. Die Demontageabsichten trugen nicht dazu bei, diesem Patienten neues Leben zu vermitteln. Die Ernährungslage vor der Währungsreform war ebenfalls nicht dazu angetan, den Arbeitsmarkt zu beleben. Der Schwarzmarkt bot weitaus bessere Gelegenheiten, sein tägliches Brot schneller und einfacher zu verdienen, als die RM-Löhne, die die Industrie zahlen konnte und die im höchsten Falle für ein paar Zigaretten reichten. Eine kleine Zahl unentwegter Mitarbeiter hatte die Hoffnung auf eine bessere Zeit trotz alledem noch nicht aufgegeben. Täglich kamen sie ihrer Arbeit nach, um die dringenden Reparaturen auszuführen, damit der Betrieb wieder im kleinen Umfange anlaufen konnte. Die unbedingt notwendigen Arbeitskräfte wurden von unserem Werk im Januar 1947 mit 200 veranschlagt. Trotz der hohen Dringlichkeitsstufe, die dem Arbeitsamt von uns beigebracht werden konnte, war nur ein geringer Teil von Arbeitskräften über diesen Verwaltungsweg zu erhalten, und doch gelang es, die dringendsten Arbeiten zu erledigen.

Unter Berücksichtigung der Zu- und Abgänge konnten wir im ersten Halbjahr 1947 im Durchschnitt je Monat 30 neue Betriebsangehörige einstellen.

Diese Arbeitskräfte wurden vorwiegend in den Rohrwarmziehereien eingesetzt. Hierdurch wurde erreicht, daß im November 1947 in den Rohrwarmziehereien in kleinem Umfange wieder Schichtbetrieb durchgeführt werden konnte. Die Abgänge in diesem Zeitraum betrugen aber immer noch 50 Prozent der Zugänge. Einige Arbeiter sahen trotz ihrer täglichen Arbeit keine genügende Sicherheit, ihre Familie zu ernähren und glaubten, auf anderem Wege bessere Ver-

dienstmöglichkeiten zu erhalten. Nur einige Unentwegte sahen die kommende Entwicklung klar und deutlich, daß auch der Schwarzmarkt auf die Dauer keine Existenzmöglichkeit bieten konnte. Außer den Ernährungsfragen war die Wohnungsnot ein erheblicher Faktor, der die Fluktuation beeinflusste. Von der betrieblichen Seite gesehen, spielte der Energie- und Rohstoffmangel eine erhebliche Rolle, so daß die Produktion nur im kleinen Umfange wieder aufgenommen werden konnte.

Die Belegschaftsentwicklung von August 1947 bis Dezember 1947 verlief wie folgt:

August 1117 Arbeiter und 190 Angestellte
Dezember 1169 Arbeiter und 205 Angestellte

Nach der Währungsreform im Juni 1948 war der Zustrom von Arbeitskräften ganz erheblich. Das Ende des schwarzen Marktes war gekommen. Eine sichere Existenz und damit ein gesundes Lohnaufkommen waren wieder über eine solide Arbeit zu erreichen. Bei dem erheblichen Angebot an Arbeitskräften war das Werk bestrebt, vorwiegend Arbeitskräfte einzustellen, die bisher ein ordnungsgemäßes Arbeitsverhältnis nachweisen konnten oder in ihrer Einstellung zur Arbeit genügend Sicherheit boten. Im zweiten Halbjahr 1948 konnte in etwa der erste Bedarf gedeckt werden, der für den Auftragsstand notwendig war.

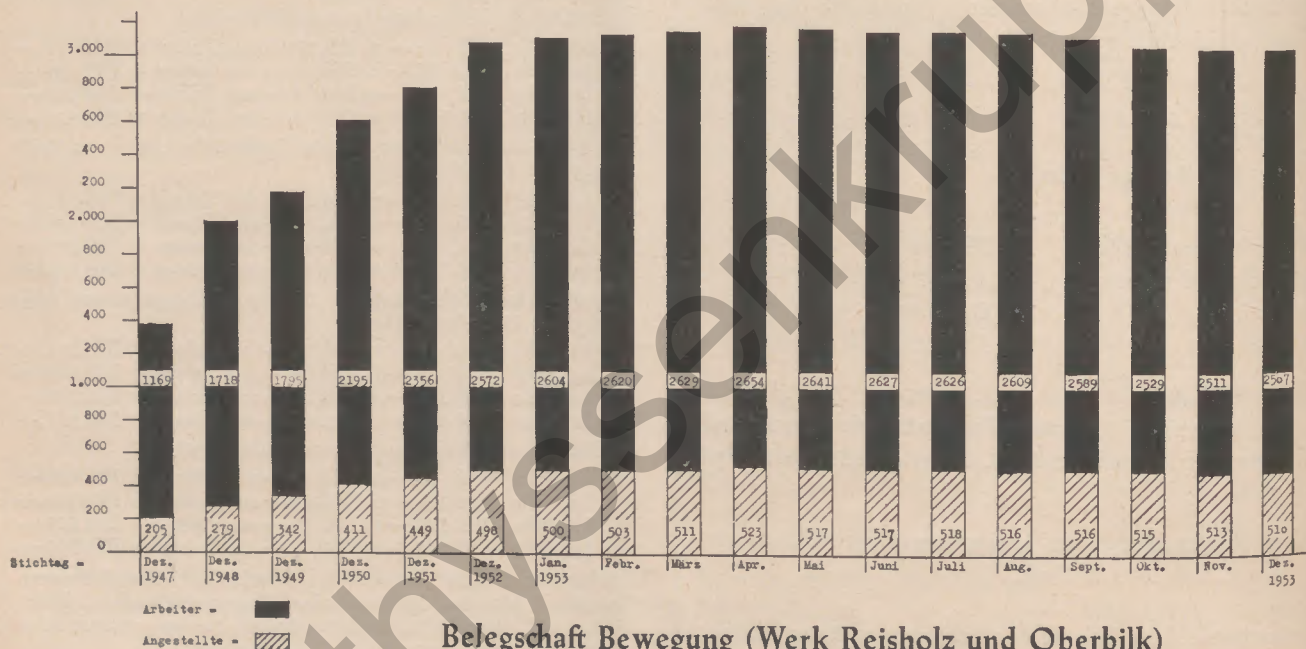
Der Belegschaftsstand betrug:

im Jan. 1948 1188 Arbeiter und 208 Angestellte
im Dez. 1948 1718 Arbeiter und 279 Angestellte

Das Jahr 1949 war in seiner wirtschaftlichen Bedeutung auch für unser Werk überaus wechselvoll. Viele Betriebe mußten sich auf Kurzarbeit umstellen, da der Markt noch nicht im vollen Umfange für die Wirtschaftsgüter der Industrie aufnahmefähig war. Um Entlassungen junger und tüchtiger Arbeitskräfte zu vermeiden, wurde erwogen, Betriebsangehörige, die über 65 Jahre alt waren, zu pensionieren.

Wie in der Natur, ist es auch in der Wirtschaft, daß junge Triebe nachwachsen müssen, wenn der Baum gesund bleiben soll. Die sozialen Leistungen, die für ältere Betriebsangehörigen vorgesehen sind, konnten trotz der schlechten wirtschaftlichen Lage unseres Werkes in diesem Jahre aufrechterhalten werden. Der Belegschaftsstand entwickelte sich von Januar bis Dezember 1949 wie folgt:

Januar 1770 Arbeiter und 288 Angestellte
Dezember 1795 Arbeiter und 342 Angestellte



Im Jahre 1950 trat eine sichtbare Verbesserung in der gesamten Industrie infolge der erhöhten Auftragserteilung des Auslandes ein. Auch in unserem Werk mußte der Belegschaftsstand weiter vergrößert werden. Im Jahre 1950 betrug der prozentuale Belegschafts-Zuwachs 18,4 Prozent.

Nicht zuletzt wurde darauf geachtet, daß außer den benötigten Arbeitskräften entsprechender Nachwuchs herangebildet wurde. Die Einstellung von Lehrlingen und Praktikanten wurde in gleicher Weise gefördert. Die Fürsorge für diese Nachwuchskräfte machte es notwendig, daß unser Werk, entsprechend seiner Größe, eine Ausbildungswerkstatt einrichtete, wo die Lehrlinge unter der Obhut eines Ausbildungsleiters zu tüchtigen Mitarbeitern erzogen werden sollten.

Der Altersaufbau (nebenstehend) unseres Werkes machte es notwendig, daß bei der Einstellung von Arbeitskräften, soweit es möglich war, darauf geachtet wurde, Lücken der einzelnen Altersstufen auszufüllen. Insbesondere fehlten die Jahrgänge von 18-39 Jahren, die durch die letzten Kriege eine erhebliche Einbuße erlitten hatten.

Im Januar 1950 betrug die Arbeiterzahl 1852 und 349 Angestellte, im Dezember betrug die Arbeitzahl 2195 und 411 Angestellte.

Anfang 1951 konnte das Angebot an Arbeitskräften nicht im vollen Umfange ausgenutzt werden, da die schlechte Materialbeschaffung und der Energiemangel (z. B. Gas) eine Vollbeschäftigung entsprechend unserer Kapazität nicht zuließen. Trotz aller betrieblichen Schwierigkeiten konnte eine weitere Steigerung unserer Produktion verzeichnet werden. In unserem Werk mußten im letzten Halbjahr 1951 neue Arbeitskräfte von den Arbeitsämtern angefordert werden, damit wir unsere Aufträge termingemäß erledigen konnten.

Unsere Belegschaft betrug im

Januar 1951 2197 Arbeiter und 414 Angestellte
Dezember 1951 2356 Arbeiter und 449 Angestellte

Im Januar 1952 schien die maximale Höhe unserer Belegschaft erreicht zu sein. Unsere Belegschaft betrug im

Januar 1952 2388 Arbeiter und 453 Angestellte
Dezember 1952 2572 Arbeiter und 498 Angestellte

Die Gegenüberstellung der Belegschaft von August 1947 bis Dezember 1952 (siehe graph. Darstellung) zeigt, daß sich die Zahl unserer Angestellten und Arbeiter seit 1947 fast verdoppelt hat.

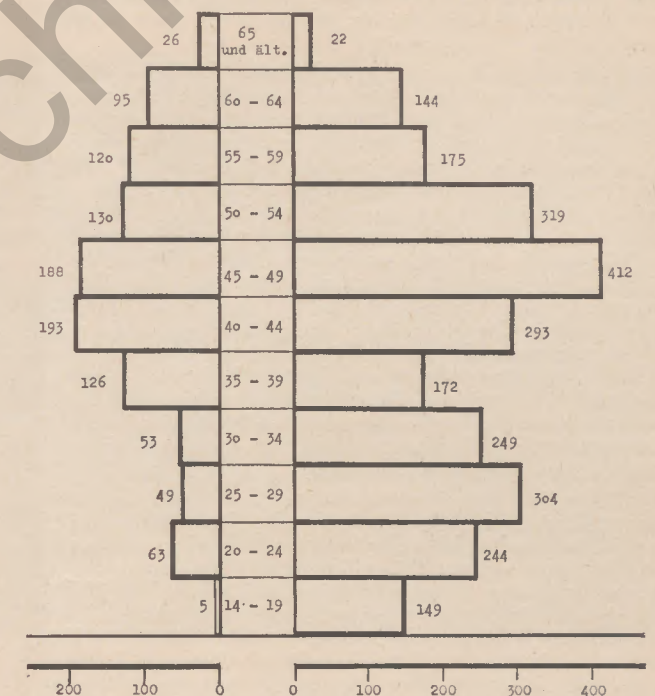
In der zweiten Hälfte des Jahres 1953 war eine Wirtschaftslaute, die sich bis Oktober und November hinzog, zu verzeichnen. Auch unser Werk blieb hiervon nicht verschont. Anfang des Jahres 1954 bis zum heutigen Tage hat sich die allgemeine wirtschaftliche Lage gebessert, so daß wieder von einer normalen Absatzwirtschaft gesprochen werden kann. Es soll in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, daß der Höhepunkt der allgemeinen Wirtschaftslage im Bundesgebiet Ende 1952 zu verzeichnen war. Diese Monate können aber nicht als normal angesehen werden, da das Ausland während der Koreakrise allgemeine wirtschaftliche Güter aus dem Bundesgebiet bezogen hat. Gegenwärtig müssen fast alle Wirtschaftszweige wieder den Konkurrenzkampf mit dem Ausland aufnehmen, wenn sie bestehen wollen. Hierbei hat die Industrie im Bundesgebiet keinen leichten Stand, da das Ausland in der Vergangenheit erhebliche Investitionen vornehmen konnte, die es in vielen Fällen möglich machten, deutsche Angebote zu unterbieten. In einem weiteren Bericht soll versucht werden, Ausführlicheres über unseren Altersaufbau und die Belegschaftszusammensetzung, Arbeitseinsatz und evtl. über die Betreuung der Unfall- und Kriegsbeschädigten zu sagen.

Schoppe

Altersaufbau (Arbeiter)

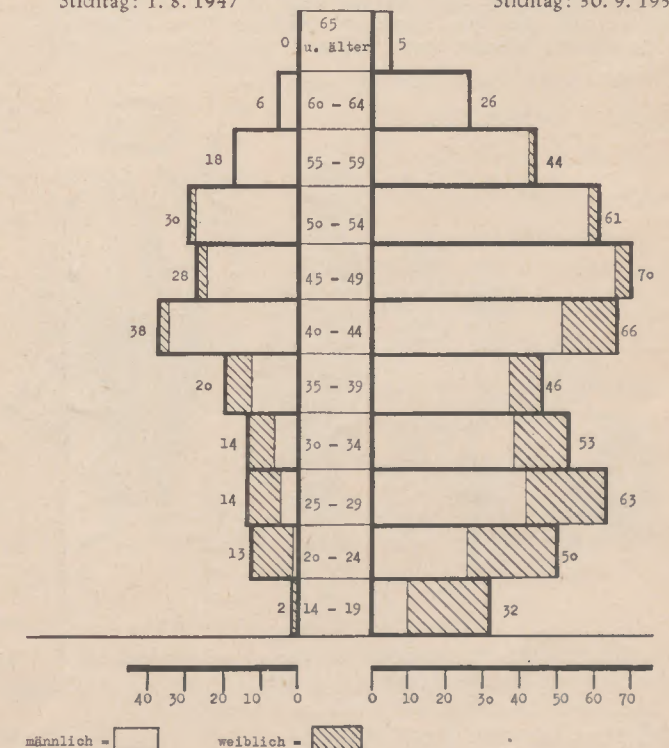
(Die geringe Zahl der weiblichen Arbeitskräfte bleibt wegen der Eigenart der Beschäftigung in der graph. Darstellung unberücksichtigt.)

1947 Gesamtzahl: 1048 Stichtag: 1. 8. 1947
1953 Gesamtzahl: 2483 Stichtag: 30. 9. 1953



Altersaufbau (Angestellte)

1947 Gesamtzahl: 183 Stichtag: 1. 8. 1947
1953 Gesamtzahl: 516 Stichtag: 30. 9. 1953



Die große Bitte

Von Jo Hanns Rösler

Der Vater, der daheim blieb, betrachtete noch einmal seine kleine Familie, seine Frau, die in ihrem neuen Kostüm stattlich aussah, und seine drei Kinder. Sie standen erwartungsvoll und ausgehört neben der Tür. Ehe der Vater ihnen die Hand zum Abschied reichte, sagte er:

„Ich habe eine große Bitte an euch, Kinder: benehmt euch gut! Ihr geht heute zu Besuch. Man ist neugierig auf euch und hat euch eingeladen, zu kommen. Ich bitte euch: blamiert mich nicht! Seid dankbar und nehmt Rücksicht auf eure Gastgeber. Seid nicht laut und noch weniger vorlaut, drängt euch nicht durch die Tür, sagt Bitte und Dankeschön, wie es sich gehört, und mäkelt ja nicht über das Essen. Das tut ihr gern, ich weiß es. Wenn man euch also etwas vorsetzt, so hat man darüber nachgedacht, was ihr gern essen werdet, man hat sich für euch Mühe gegeben, lobt darum das Essen und sagt nicht, daß es daheim besser schmeckt. Vor allem eines: seid bescheiden. Denn die Bescheidenheit ehrt jeden Gast. Behauptet darum nicht, alles besser zu wissen und besser zu können — wenn man euch etwas Schönes zeigt, bewundert es und freut euch darüber — mengt euch nicht in Gespräche, die euch nichts angehen, mischt euch nicht ein, wenn die Familie sich streitet — benehmt euch so, daß ihr stets wieder willkommen seid und man euch beim Abschiednehmen sagt: Kommt bald wieder!“

Dir, liebe Frau, lege ich besonders ans Herz: gib keine ungefragten Ratschläge, stell nicht in fremden Zimmern die Möbel um und sage nicht: daheim haben wir es so und machen wir es so. Fragt man dich um deinen Rat, so gib ihn behutsam, noch besser, du findest alles gut, wie es ist. Misch dich umgotteswillen nicht in Familienangelegenheiten! Und paß auf die Kinder auf! Ich denke mit Entsetzen an den Brief, den Holländers schrieben, als ihr kürzlich zu Besuch dort wart. Kritisiert und spottet nicht über Gewohnheiten, nur weil sie euch fremd sind. Und wenn Dinge, die ihr euch hier angewöhnt habt, weil sie daheim nicht auffielen, Ärger erregen, legt sie ab. Ihr müßt nicht unbedingt beweisen, daß ihr recht habt. Benehmt euch also gut, denn mir liegt sehr viel daran, was die Leute über euch denken und reden. Es hängt viel für mich davon ab, auch beruflich. Ihr erinnert euch sicher noch, daß unsere Familien noch vor Kurzem einen großen Krach miteinander hatten, wir waren uns so spinnefeind, daß wir kein gutes Haar aneinander ließen. Jetzt haben wir uns endlich wieder versöhnt, umso mehr müßt ihr daher aufpassen, daß ihr angenehm auffallt und nicht unangenehm. Seid bescheiden — ich kann es nicht oft genug wiederholen — und glaubt nicht, daß sich alles um euch drehen muß. Richtet euch nach dem Hausbrauch, verlangt keine Extrawurst gebraten und bedenkt stets, daß man mich nach euch beurteilt ...“



Der Nachbar, der die väterliche Ermahnung mitangenhört hatte, trat jetzt auf den Flur hinaus und fragte:

„Ihre Familie fährt wohl auf Besuch zu Verwandten?“

Der Vater schüttelte den Kopf.

„Nein“, sagte er, „sie fahren ins Ausland.“

ITALIEN

Ja, auch in diesem Jahr konnten wir das im vorigen Jahr geprägte „a rivederla Italia“ (Auf Wiedersehen in Italien) wahr machen. So war es vielen Angehörigen der Eisen- und Stahlindustrie vergönnt, ihren Urlaub im Land der ewigen deutschen Sehnsucht zu verbringen.

Selbstverständlich waren die Gemüter vor einer solchen Reise ziemlich erregt und wir waren endlich froh, als der Tag der Abreise herangekommen war und wir gen Süden reisen konnten. Die lange Fahrt von 24 Stunden entschädigte uns schon durch die Schweiz. Der besondere Reiz dieses Landes liegt in der geradezu fantastischen landschaftlichen Vielfalt. Tausendfach wechseln die Bilder: Weiche Waldhügel, die Alpen mit ihren Tälern und Schluchten, Gipfeln, dazu die Wasser, unglaublich klar, leuchtende Seen. Die ganze Landschaft strahlt Geruhsamkeit und tiefen Frieden aus. Je mehr man sich dem Süden näherte, umso farbenprächtiger wurde das Bild. Die Stunden verflogen uns unheimlich schnell und wir waren erstaunt, als wir in Mailand ankamen. Hier drangen nur noch fremde Laute an unser Ohr. Damit begann auch eine für uns ungewohnte Temperatur, die wir doppelt so stark empfanden, denn Sonne hatten wir in diesem Sommer zu Hause kaum abbekommen. Der Umschwung war für uns zu plötzlich und zu kraß; die Krawatten und Jacken wurden bereits in Mailand ausgezogen, die Ärmel hochgekrepelt und trotzdem nützte es nichts,

die unheimliche Hitze hielt an, als wir durch die Po-Ebene gen Rimini fuhren.

Trotz der Müdigkeit nach einer solchen Reise wurde ein kleiner Bummel am ersten Abend durch die Stadt unternommen. Nach einer vor Erschöpfung traumlos verbrachten Nacht ging es dann am nächsten Morgen ausgeruht mit dem Badezeug unter dem Arm zur ersten Inspektion des Strandlebens. Das Wetter enttäuschte uns nicht und so bekamen wir die sprichwörtlich gepriesene blaue Adria im vollsten Badebetrieb zu Gesicht. Aber wie mit allem, so mußte man sich auch hier Mäßigung auferlegen, denn viele kapitulierten nach zwei bis drei Tagen vor der Sonne und mußten sich mit einem tollen Sonnenbrand zu Bett legen und einsehen, daß die italienische Sonne doch eine andere Kraft hat, als die in unseren heimischen Gefilden.

Irgendwelche Langeweile kam nie auf, denn die Zeit war stets ausgefüllt mit Sonnenbaden, Schwimmen und Ballspielen. Die vielen Händler, die ihre Waren an uns loswerden wollten, sorgten auch auf ihre Art für Zerstreuung und es war manchmal nicht leicht, sie — wie man sagt — vom Halse zu bekommen. Wer geschickt im Handeln war und die nötige Hartnäckigkeit besaß, konnte manches schöne Stück zu vorteilhaften Preisen mit nach Hause nehmen. Dabei durfte man das von den italienischen Händlern viel gerufene Wort „Bancerotto“ nicht so tragisch nehmen.

Sonnenland der Sehnsucht



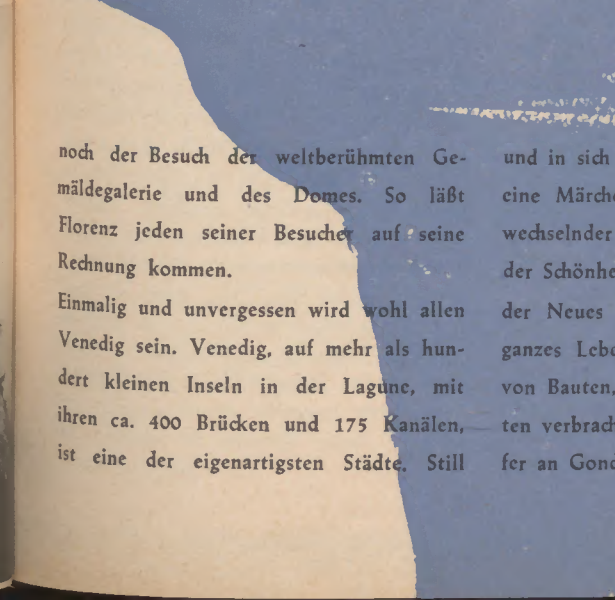
Ungewohnt für uns war es, daß sich auch das Leben bis spät in die Nacht hinein abspielt. Schon am frühen Morgen öffnen die Italiener ihre Geschäfte, um sie während der großen Hitze am Mittag ein paar Stunden zu schließen. Dafür kann man bis in die Nacht noch seine Einkäufe tätigen, sich frisieren und rasieren lassen.

Ebenso einzigartig sind die italienischen Marktplätze, auf denen angefangen vom Schnürsenkel, über Alteisen zu dem herrlichsten Seidenschals, alles zu haben ist. Vorsicht geboten ist natürlich beim Besuch des Fischmarktes, wobei man ein Fläschchen Kölnisch Wasser nicht vergessen sollte. Trotzdem lohnt sich dieser Gang, insbesondere für zoologisch interessierte Menschen, die eine völlig andersartige Fischwelt bewundern können.

Nach einiger Zeit der Erholung und Entspannung und Verblässens der Strapazen der Hinreise begannen dann die Reisepläne in die nähere und weitere Umgebung Riminis. Wir sahen uns San Marino, die einzigartige und herrlich gelegene kleinste Republik an, wobei wir nicht versäumten, dem herrlichen Muskato kräftig zuzuspre-

chen und dabei auch das schöne Gebäck nicht zu vergessen. Die Männerwelt bekam natürlich nicht genug und so war es eine lustige Heimfahrt mit einer Flasche in der Tasche und einer geöffneten zwischen den Beinen, mit der tüchtig zugestopft wurde. Ebenso schön und unvergänglich waren die von den meisten Urlaubern gemachten Fahrten nach Florenz und Venedig.

Schon die Fahrt nach Florenz war voller Reize, als es über die Pässe des Apennin ging; eine kleine Erinnerung an die Hin- fahrt durch die Alpen. Und dann sahen wir die erste italienische Stadt zu unseren Füßen liegen. Eingebettet zwischen grünen Hügeln und einer äußerst fruchtbaren Ebene durchfließt der Arno diese wunderschöne Stadt. Florenz, die Geburtsstadt der Renaissance, bekannt als die Stadt der Blumen, genießt den Vorrang hinsichtlich der vergangenen sowie auch wegen seiner gegenwärtigen Kultur, seiner Künste, seiner Wissenschaften und der berühmten Männer, wie Michelangelo, Leonardo da Vinci, Dante, deren Geburtsstätte es gewesen ist. Man erinnere nur an die Medicis, zu deren Zeiten Florenz wohl die größte Prachtentfaltung gezeigt hat. Erwähnenswert wäre



den Markusplatz fährt, versteht die Verzauberung, die die Künstler in ihren Bann geschlagen hat, denn jedes Auge wird hier Malerauge. Auf der Piazza fluten die Menschen und sind befangen von den tausendfältigen Eindrücken, die sie auf Schritt und Tritt gefangen nehmen.

Die Tauben scheinen sich von Jahr zu Jahr zu vermehren, sie werden von den Urlaubern gefüttert und dienen geschäftstüchtigen Fotografen als Bildkulisse. Doch treten wir zurück, um die Weite des Platzes auf uns wirken zu lassen, von dem gesagt wird, es sei der schönste Platz der Erde. Den Hintergrund bildet der Dom, der ein orientalisches Wunder ist, und der Dogenpalast.

Wohl das schönste und prächtigste Gebäude dürfte die Markuskirche sein. Unmöglich ist es fast, sie zu beschreiben. 4000 qm Vergoldung überziehen die Mosaikwände. 800 Säulen aus wertvollem Marmor stützen sie. La Pala d'Oro (Alter Vorsatz), der Taufstein, die Zeno und heilige Isidorkapelle, alle mit Gold, Gemmen und Email-Malereien besetzt, bilden ein so prunkvolles Ganzes, daß jede Beschreibung scheitern muß.

Auf dem Rückwege vom Markusplatz zur Autobushaltestelle, den man natürlich zu Fuß machen sollte, ist man entzückt über die Vielartigkeit der Gäßchen und Brücken, die man laufend überschreiten muß, wovon eine der schönsten wohl die Rialtobrücke ist, die auf 12 000 eingeschlagenen Pfählen ruht. Nach dem Kauf einiger Andenken an diese schöne Stadt ist man auf der Heimfahrt noch völlig benommen und kaum fähig, diese vielen Eindrücke zu verarbeiten.

Leider waren diese wunderschönen Ferientage zu schnell zu Ende und es hieß wieder die Koffer packen und wehmütig verließen wir dieses herrliche Land. Bleiben wird die Erinnerung an den ewig blauen Himmel mit seiner flimmernden Leuchtkraft, die Land, Meer und Städte seltsam verzaubert und wohl das Geheimnis der Schönheit Italiens, der sich niemand zu entziehen vermag, ist. Wir können heute verstehen, daß dieses Land unsere großen Dichter begeisterte, sie in ihren Bann zog und sie dieses herrliche Land besingen ließ.

E. Willutzki

noch der Besuch der weltberühmten Gemäldegalerie und des Domes. So läßt Florenz jeden seiner Besucher auf seine Rechnung kommen.

Einmalig und unvergessen wird wohl allen Venedig sein. Venedig, auf mehr als hundert kleinen Inseln in der Lagune, mit ihren ca. 400 Brücken und 175 Kanälen, ist eine der eigenartigsten Städte. Still

und in sich geschlossen, königlich reich wie eine Märchenstadt und strahlend in stets wechselnder Beleuchtung, läßt sie jeden, der Schönheit und Poesie liebt, immer wieder Neues entdecken, das begeistert. Ein ganzes Leben könnte hier in Betrachtung von Bauten, Kunstwerken und Stadtsichten verbracht werden. Wer mit dem Dampfer an Gondeln und Lastkähnen vorbei auf

Gedanken um das Kind

Was Liebe ist, ist gar nicht so einfach zu umreißen. Wer sie als Kind erfahren hat, weiß um sie als ein köstliches Gut, wer sie nicht erfuhr, dem ist sie schwer zu erklären. Güte, Duldung und Vertrauen sind wesentliche Züge der Mutterliebe. Ein Kind, das sich bejaht fühlt in seinem Dasein, weiß, daß es geliebt wird, daß ihm seine Ohnmacht und Schwäche verziehen, sein Anspruch an die Mutter nicht nachgetragen und aufgerechnet wird. Das verstehende Verzeihen, das freudige Bejahen des Kindes sind die edelsten Vorrechte der Mutter; eine strenge und kalte Mutter verrät immer Mangel an Liebesfähigkeit.

FELIX SCHOTTLAENDER

Im Geschick der Frauen liegt das der werdenden Generationen beschlossen, und mit diesem Wort ist die große Kulturaufgabe der Frau gegeben, die an Größe und Schönheit in nichts hinter der des Mannes zurücksteht und die wir nicht mit der seinen ver-

tauschen möchten. Während der Mann die äußere Welt erforscht und umgestaltet, sie nach seinem Sinn und Willen modelt, Zeit, Raum und Stoff zu zwingen versucht, liegt vorzugsweise in unserer Hand die Erziehung der werdenden Menschheit, die Pflege der edlen Eigenschaften, die den Menschen zum Menschen macht: Sittlichkeit, Liebe, Gottesfurcht.

HELENE LANGE

Das nie zu leugnende Verdienst Freuds wird es bleiben, daß er auf die Kindheit des Menschen als auf den Ursprungsort der Neurose hingewiesen hat. Eine Neurose entsteht immer in der Kindheit, darüber kann es keinen Zweifel geben, so sehr die Schwierigkeiten des erwachsenen Lebens zur Auslösung neurotischer Erscheinungen beitragen mögen. Wo es an Liebe fehlt — und Liebe heißt für das Kind zunächst Mutterliebe — steht das Feld für die Neurose offen. Wenn wir die Tuberkulose durch Zufuhr von Sonne

bekämpfen, so bekämpfen wir die Neurose durch Zufuhr von Mutterliebe — mit dem einen Unterschied, daß uns die Zufuhr von Sonnenstrahlen bei der Tuberkulose wesentlich leichter fällt als die von Mutterliebe, auf deren Vorhandensein oder Nichtvorhandensein wir keinen Einfluß auszuüben vermögen. Von diesem Standpunkt aus gesehen erscheint die Neurose als eine Mangelkrankheit, deren Verhütung nur durch Mutterliebe möglich ist.

FELIX SCHOTTLAENDER

Solange die Einzelwesen den Krieg lieben, wird er bestehen, und er wird aufhören, sobald sie ihn verabscheuen. Der Anfang zur Bildung des Volkswillens geschieht aber auf den Knien der Mütter! Die Mütter selber erziehen die Söhne zur Brutalität, solange sie nicht die Intelligenz und Geduld besitzen, wirkliche Erziehungsmittel zu finden statt der Gewaltmittel, welche beim Kinde die niedrigen Instinkte nähren, weil es dann einem Schwächeren die Schläge weitergibt, die es selber empfangen hat.

ELLEN KEY

ZUM „TAG DER HAUSMUSIK“

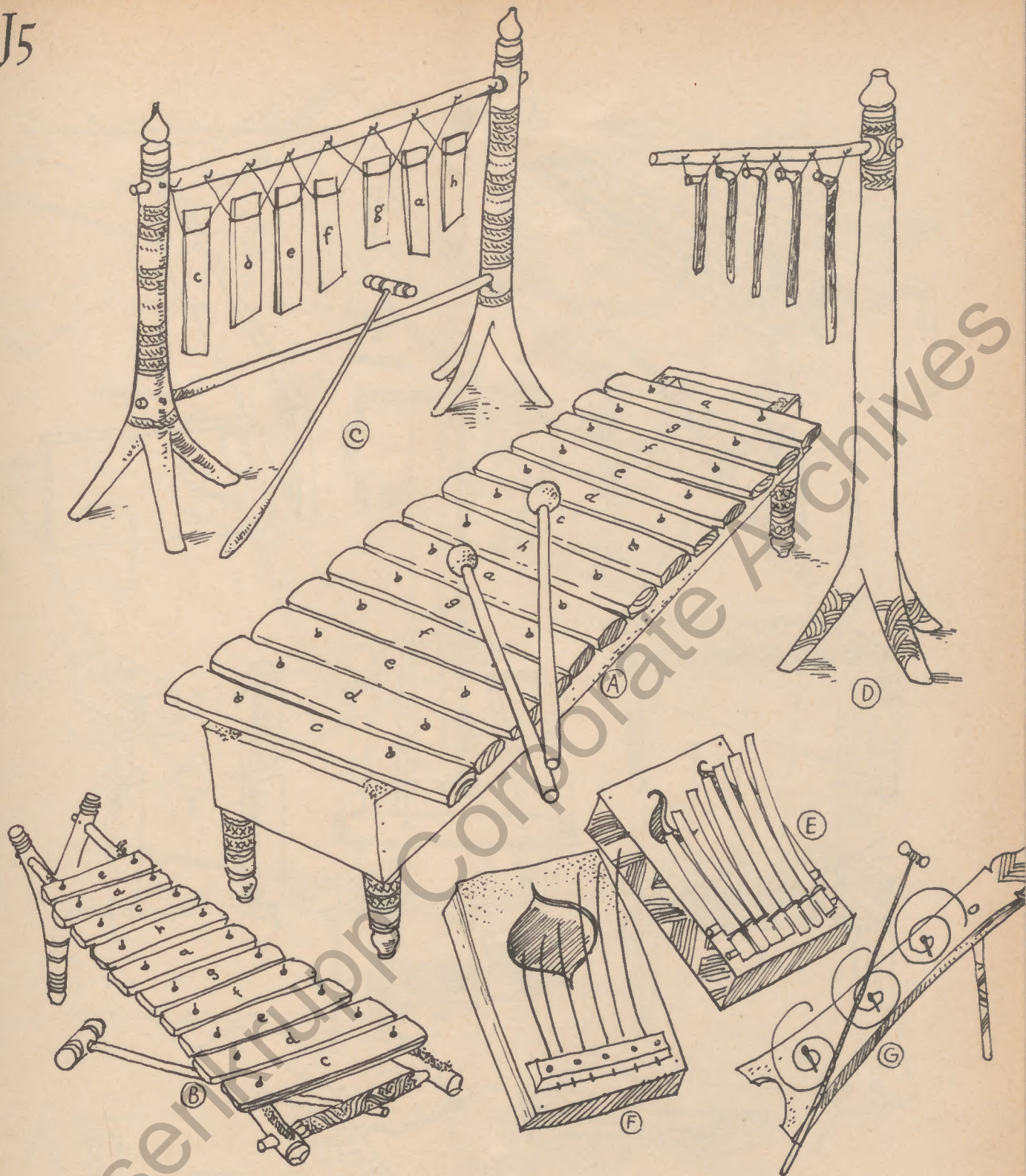


„Wir möchten gerne, daß unser Kind . . .“ Dieser Satz kann verschieden enden. Wir wollen nun annehmen, er gäbe dem Wunsche Ausdruck, das Kind einmal als frohen und glücklichen Menschen zu sehen: dazu soll die Musik das ihre beitragen. „Welches Instru-

ment glauben Sie, das da in Betracht käme?“ So wichtig an sich die Beantwortung dieser Frage ist, noch viel wichtiger ist es doch für den jungen Menschen, daß ihm der Weg zur Musik überhaupt frei und möglich gemacht wird. Es soll also — grundsätzlich — mit

ihm, dem Kind, „versucht“ werden. Und von den Lehrern werden keine prophetischen Antworten auf solche Fragen verlangt: „Glauben Sie, daß es ‚es‘ lernen wird?“ „Wie lange wird es gehen, bis es etwas vorspielen kann?“ (Das berühmte Weihnachtsstück vielleicht?) Nein, Glücksfall Nummer eins: Das Kind wird also ohne Kommentar, ohne Bedingungen dem Lehrer überlassen. Daß dieser Lehrer eine Verantwortung übernimmt, ist klar. Daß er ihr gewachsen sein muß, noch mehr. Und es gibt solche Lehrer. So daß das Problem der Lehrervahl — bei einer ernsthaften Bemühung von Seiten der Suchenden — lange nicht so schwer ist, wie es zu sein scheint. Viel schwerer sind doch die Hindernisse, die beiden, dem Schüler und seinem Lehrer, die doch in Ruhe miteinander arbeiten sollten, mit entmutigenden Kontrollbesuchen gemacht werden. (So wertvoll das Interesse der Eltern sein kann). Aber zu hören: „Das viele Geld muß auch zuerst verdient werden.“ — „Es sollte schon etwas heraus schauen“ — all das bedeutet für das Kind eine unnötige Belastung und für den Lehrer keinen Maßstab. Wollte man seiner Leistung mit dieser Elle gerecht werden, so müßte das „viele Geld“ manchmal „vieler“ sein! — „Unser Kind braucht ja kein Künstler zu werden, wenn es nur . . .“ und so fort: ein gefährlicher Satz! Denn wenn aus dem Kind ein Künstler werden soll, so wird es meistens — ohne das es „brauchte“ — doch einer werden. Nein, jeder Unterricht sollte mit solcher Intensität erteilt werden, als gelte es, lauter Künstler zu schaffen. Es

Schluß auf Seite 407



XYLOPHONE - GLOCKENSPIELE

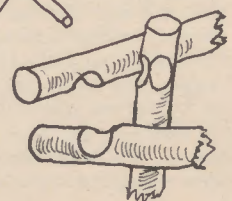
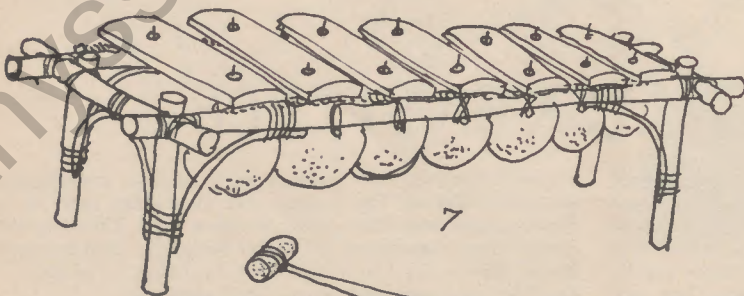
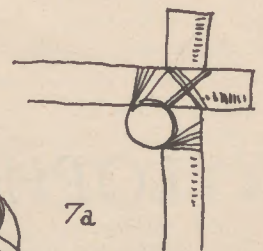
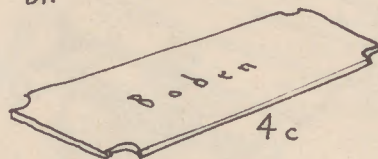
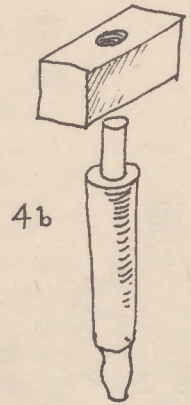
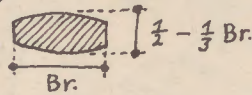
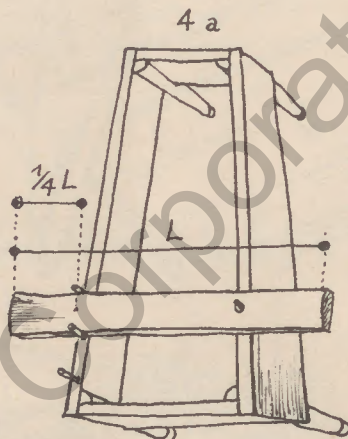
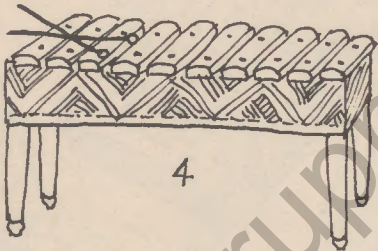
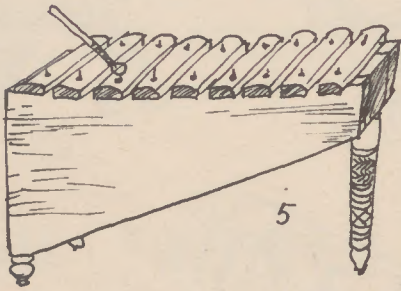
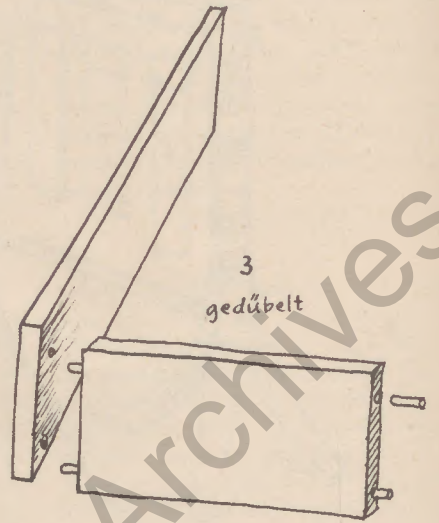
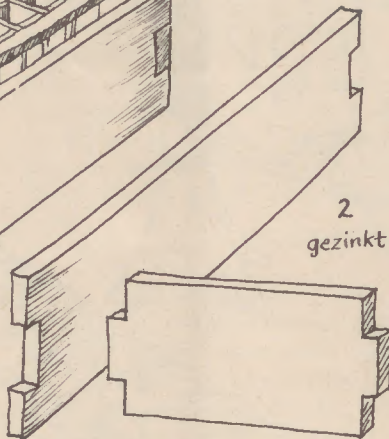
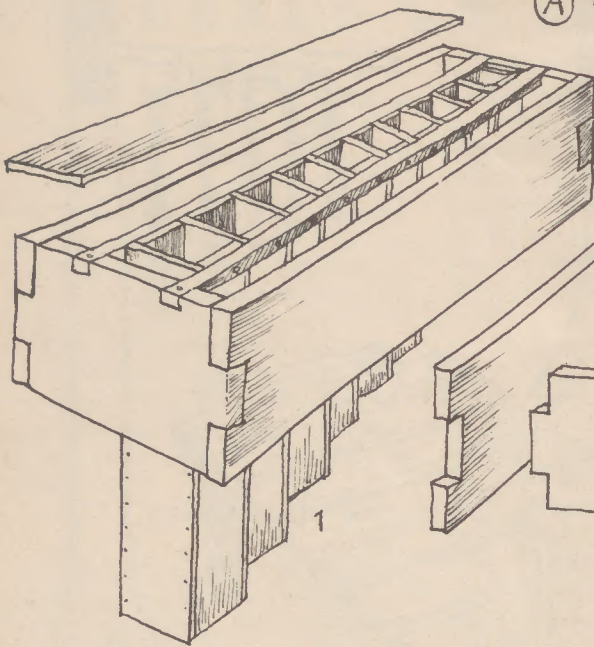
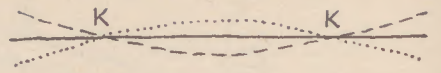
Sicher ist es jedem von uns schon aufgefallen, daß harte Gegenstände beim Anschlagen oder Herunterfallen einen Ton von sich geben: Glas tönt hell und klirrend, Holz dagegen dumpfer, fast glockenartig, Blech scheppernd oder schellend, wenn es zu Boden fällt. Was mag die Ursache sein? Wir kommen hier an das wichtigste Gesetz der Akustik, nämlich an das Gesetz, daß jeder hörbare Ton von einer in Schwingung geratenen Materie herrührt.

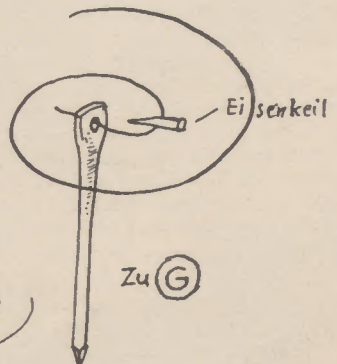
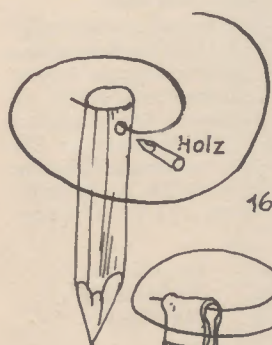
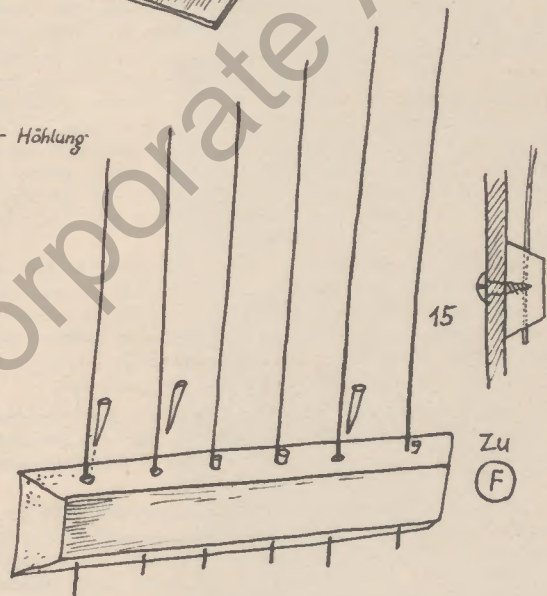
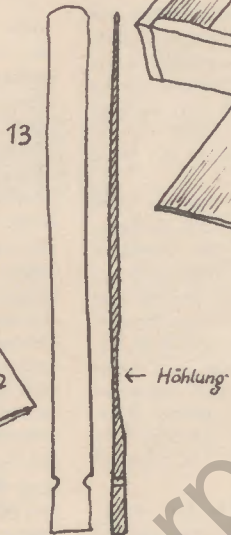
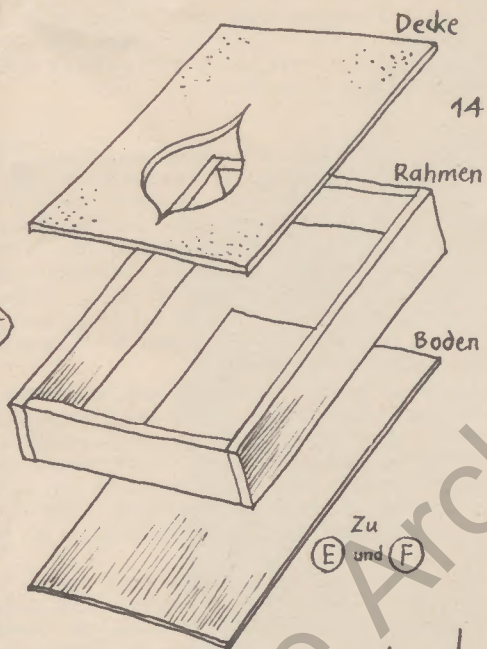
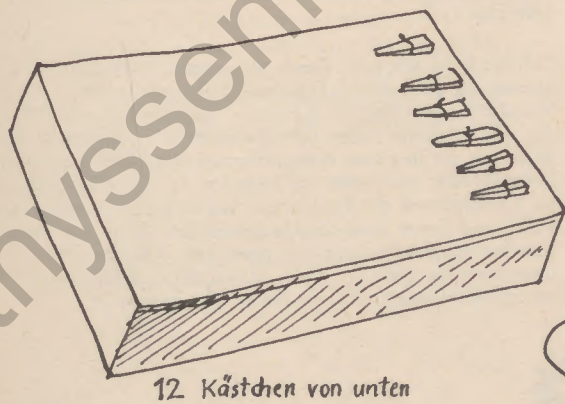
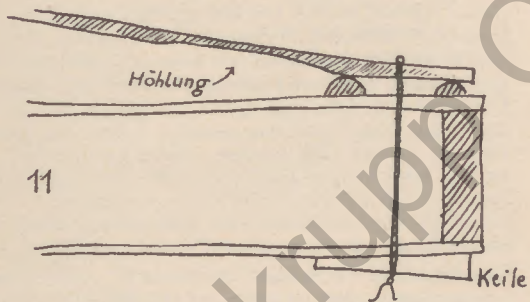
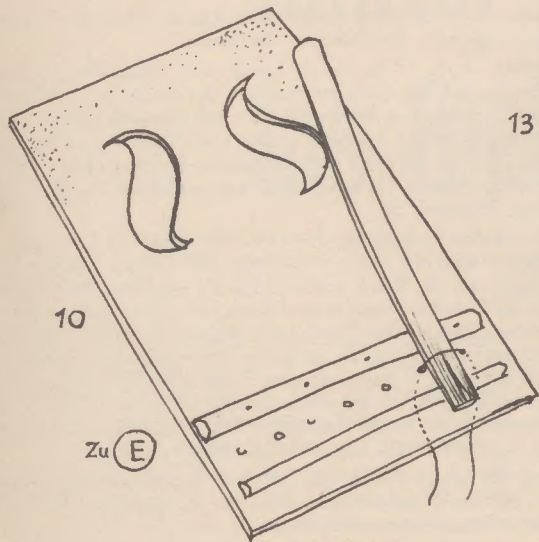
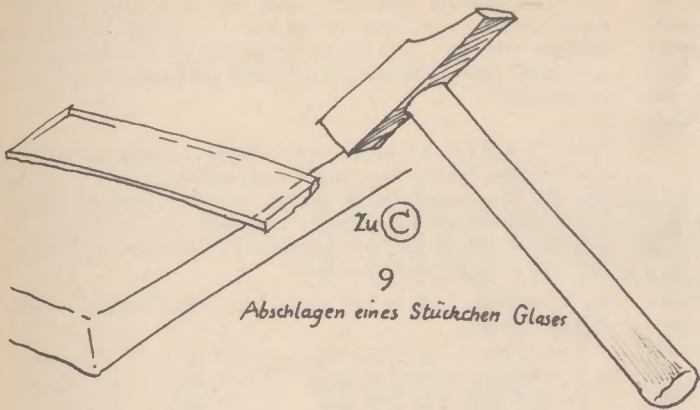
Der Ton wird matt und kurz, sobald wir die Glasscherbe, das Holzbrettchen, den Metallteil beim Anschlagen in der Hand halten. Hängen wir aber das Ding etwa an einem Faden auf und stoßen es dann mit

einem Hämmerchen oder Stäbchen an, so sind wir erstaunt, wie frei und schön jetzt der Ton erklingt. Für unser Auge sind die feinen Schwingungen unsichtbar; wohl spüren wir das Vibrieren mit der empfindlichen Fingerspitze bei sanfter Berührung. Jetzt kommen wir darauf, warum der Ton vorhin beim Festhalten so gedämpft war: Das Schwingen war durch unsere Hand gehemmt!

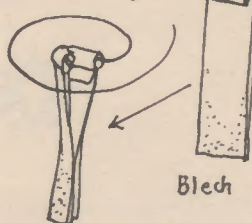
Beim Bau unserer einfachen Schlaginstrumente werden wir also immer darauf bedacht sein, die Schwingung der Holzleisten, Glasstreifen, Stahlstäbchen, oder was es sonst auch sei, so wenig wie möglich zu beeinträchtigen. Dies erreichen wir entweder durch Aufhängen an

(A) Zu und (B)





Nagel breitgeklopft
und durchbohrt



dünnen Fäden oder durch Auflegen auf weiche Unterlagen. Bei der zweiten Art hilft uns noch ein gewisser Umstand. Ein Stab, den wir in der Mitte anschlagen, schwingt nicht in allen Abschnitten gleich stark; sondern in der Mitte und an beiden Enden schlägt er am weitesten aus, und dazwischen liegen zwei „Schwingungsknoten“, die ganz ruhig bleiben (s. Skizze bei K). Diese liegen dicht vor dem ersten Viertel des Stabes: dort legen wir unseren Klanggeber auf die weiche Unterlage.

XYLOPHON (= Holztöner). Holz läßt sich am leichtesten in die gewünschte Form bringen (A). Am schönsten klingen die Stäbe aus sehr trockenem, elastischem, festem Holz, das nicht zersprungen sein darf. Wir können Laub- oder Nadelholz verwenden. Der Querschnitt soll ungefähr 3,5 x 1,5 cm sein; die längeren, tieftönenden Hölzchen können etwas breiter und dicker werden als die kürzeren, hochklingenden. Die ungefähren Längen sind für das c: 35 cm bei 3,6 x 1,7 cm Querschnitt, für das c': 30 cm bei 3,5 x 1,6 cm und für das c'': 23 cm bei 3 x 1,5 cm. Die Längen der übrigen Töne liegen ziemlich regelmäßig dazwischen.

Bald werden wir feststellen, daß jede Holzart nach ihrer Dichte und Elastizität einen besonderen Klang hat, auch daß verschiedene feste Hölzer bei gleichen Maßen unterschiedlich tönen. Das probieren wir alles selbst aus. - Beim Abstimmen einer Tonleiter müssen wir die zu tief klingenden Hölzchen etwas verkürzen. Ist der Ton zu hoch geraten, so nehmen wir in der Mitte etwas von der Dicke ab. Die tiefsten (= längsten) Stäbe werden von vornherein in der Mitte hohl geschnitten.

Ist nun jedes Holz zugeschnitten und abgestimmt, was gar nicht sorgsam genug gemacht werden kann, so zeichnen wir die Auflagepunkte an, indem wir an beiden Enden ein Viertel der jeweiligen Länge abtragen. Dann legen wir alle Tonstäbe der Größe nach auf ein Stück Packpapier, immer 5 bis 8 cm Zwischenraum lassend, und zeichnen darauf den Grundriß des Rahmens. Dieser wird aus stärkerem Holz zusammengeleimt und zwar verzinkt (2) oder gedübelt (3), aber ja nicht genagelt. Ein Resonanzboden (4c) aus nur 2 bis 4 mm starkem, glattfasrigem Holz hilft den Klang verstärken, indem er mitschwingt. Wie die Beine einzuleimen sind, bleibt unserer Erfindungsgabe überlassen (Beispiele bei 4, 5, 4a, 4b). Als Unterlage für die Tonstäbchen dient eine sehr weiche Schnur oder ein schmaler Filzstreifen, auf den Rahmen aufgeleimt.

Nun kommt das Einbohren von Löchern in die Stäbe an den vorher markierten Punkten, entweder beidseitig (Titelbild) oder nur einseitig (4a), wobei die Stäbe auf der anderen Seite immer zwischen zwei Drahtstiften liegen. Beim Einschlagen sämtlicher Stiften in den Rahmen achten wir darauf, daß kein Hölzchen klemmt, sonst kann es nicht frei schwingen und gibt keinen guten Ton.

Zum Anschlagen brauchen wir noch einen oder zwei Schlegel (6) mit kugeligem Kopf aus Holz, Gummi oder Filz; für das kleinere Instrument Bild B eignet sich am besten ein Holzhammerchen mit langem Stiel.

Bild 7 zeigt ein Xylophon, wie wir es bei Naturvölkern finden. Das Gestell ist aus Rohr oder Ruten zusammengebunden, als Resonanzkörper dienen ausgehöhlte Kokosnüsse (7a), unter dem tiefsten Ton die größte, unter dem höchsten die kleinste. Auch Kalebassen (= flaschenförmige Kürbisse) dienen in getrocknetem Zustand oft als Resonatoren. Wir Europäer verwenden Zierkürbisse dazu.

Wollen wir ein Xylophon mit einem ganz besonders klangvollen Ton bauen, so verwenden wir nur sehr festes, biegsames Holz, höhlen die Stäbe gut aus (8) (ganz ebenmäßige Durchformung ist wichtig) und bringen unter jedem Klangholz ein Resonanzrohr an (1). An Stelle der aus Bretchen absolut dicht verleimten und genagelten Röhren probieren wir auch runde Papp- oder Metallröhren. Der Eigenton des Rohres muß mit dem Ton des zugehörigen Hölzchens genau übereinstimmen. Die Weite ist nicht wesentlich: Sie ist für die tieferen Töne etwa 5 auf 5 cm, für die höheren etwa 2,5 auf 2,5 cm.

Wesentlich dagegen ist die Länge:

für c': 62 cm	für g': 39,6 cm	bei gedackten
für d': 54,5 cm	für a': 34,7 cm	Rohren etwa
für e': 48 cm	für h': 30,3 cm	die Hälfte
für f': 45,1 cm	für c'': 28,3 cm	

Diese Längen können wir auch selbst suchen, indem wir zwei genau ineinander passende Papprohre kleben und diese dann unter ständigem Anschlagen so lange verschieben, bis der gesuchte Ton voll und rein erklingt. - Sind uns die Längen zu groß, so benützen wir „gedackte“ Pfeifen, die am unteren Ende geschlossen und nur halb so lang sind.

GLOCKENSPIEL. In der Form wird ein Glockenspiel meist wie ein Xylophon gebaut, nur ist es kleiner und mit Stahlplättchen belegt (B). Wer das Werkzeug besitzt (Eisensäge, Eisenfeile, Metallbohrer, Schraubstöckchen oder Zwingen), kann sich Täfelchen in verschiedener Größe zurechtmachen und diese wiederum mit Filzunterlage lose auf einen Rahmen aufnageln.

Bei 3 mm Dicke und 20 mm Breite haben die Plättchen ungefähr folgende Längen:

c': 122 mm	g': 100 mm	c'': 85 mm	g'': 67 mm
d': 116 mm	a': 95 mm	d'': 80 mm	a'': 63 mm
e': 110 mm	h': 90 mm	e'': 75 mm	h'': 59 mm
f': 105 mm		f'': 71 mm	

Auch die Metallstäbe stimmen wir wie bei Holz durch Abnehmen der Länge oder Wegfeilen an der Mitte.

Ebenso schön, ja fast noch klarer und durchsichtiger, klingt ein Glockenspiel mit Glasplättchen (C). Bei jedem Glasermeister fallen lange Streifen vom Fensterglas ab. Mit einem Sandstein fahren wir über die scharfen Kanten wie mit einer Feile, damit wir uns nicht schneiden. Da wir den Ton beim Abstimmen nicht mehr tiefer machen können, schlagen wir beim Verkürzen der Länge (9) immer nur ganz kurze Stückchen ab.

Wir werden beobachten, daß hier nicht allein die Länge und Breite, sondern auch die Dicke, Glasdicke und Glasart (ob grünlich oder bläulich, auf die Kante gesehen) für die Tonhöhe maßgebend sind. Um die Plättchen bequem anschlagen zu können, hängen wir sie mit dünnem, aber festem Zwirn nach Bild C auf. Damit das Glas nicht herausrutscht, kitten wir den Zwirn ein wenig fest. Das Gestell kann auch nach Bild D gearbeitet sein. Beide Male sind einfach Astgabeln verwendet, wie sie an jedem Strauch wachsen. - Zum Anschlagen nehmen wir ein langes Hammerchen mit dünnem Stiel. Auf der Stirn des Hammers ist ein kleines Stück Leder aufgeleimt.

Statt der Glasplättchen sind auf Bild D Stahlstäbchen aufgehängt, die wir aus Nägeln biegen können. Ihr zirpender Ton gibt dem Schulorchester eine eigene Note.

HOLZHARMONIKA (die afrikanische Zanza) UND **BRUMME**. Diese besitzt keine frei schwingenden Hölzchen, sondern „Zungen“ (E). Hierfür nehmen wir dünne, sehr feste und elastische Holzspäne, die wir an einem Ende mit kräftigem Bindfaden und Keilen auf einem Resonanzkasten befestigen (10-12), nachdem wir sie im unteren Drittel mit einer Aushöhlung versehen haben (13), damit sie besser vibrieren können. Die Schnüre müssen ganz straff angekeilt werden, sonst klingen die Zungen nicht! Das Kistchen besitzt einen dünnen Boden und eine dünne Decke; der Rahmen ist aus stärkeren Leisten gefertigt (14); alles geleimt, nicht genagelt! Die Zungen werden mit der Daumenspitze „angerissen“ und so zum Klingen gebracht.

Ganz ähnlich ist die „Brumme“ aufgebaut (F). Auch sie hat denselben Resonanzkasten, doch an Stelle der Holzungen Stahlrahtstücke in abgestimmter Länge, die in einen angeschraubten Steg fest eingekeilt sind (15).

UHRENSCHLAG. Einen spinnfadenfeinen Klang können wir mit spiralförmig aufgerolltem Federstahlraht erzeugen (G), wie ihn viele Wanduhren mit Schlagwerk besitzen. Zur Not tut es auch Eisendraht, der sich bequemer rollen läßt und nicht so leicht bricht. Die Spirale verteilen wir in einem breitgeklopften Nagelkopf oder einem Hartholzstift, oder wir fassen ihr Ende fest in einem Blechstreifen (16). Im Titelbild sind die Federn nur auf einem Brettchen festgemacht; voller und lauter wird der Klang natürlich, wenn wir sie auf einem Kästchen mit Schalllöchern befestigen (14). - Um unserem eigenartigen Instrument die ganze Tonstärke zu entlocken, schlagen wir die Spiralen mit einem Hammer dicht an deren Mittelpunkt an.



Urheber dieses Werkbogens ist Christoff Schellenberger, Tübingen

Die Werkgemeinde ist ein freier Zusammenschluß; sie will das handwerkliche Tun beleben, die schöpferischen Kräfte im Menschen wecken und zugleich nützliche Dinge durch eigenes Zupacken schaffen helfen. Ihre Arbeitsgebiete sind: Hausbau, Wohnung, Hausrat, Kleidung und Gewebe, Kunsthandwerk, Spielzeug, Garten- und Küchenpflege, Musikgeräte. Ihre Mittel sind: Veröffentlichungen, Lehrgänge, Ausstellungen u. dgl. - Bärenreiter-Druck Kassel

Pensionäre fuhren ins Blaue

In diesem Jahr veranstalteten wir wieder eine Fahrt für unsere Pensionäre, um ihnen zu ermöglichen, sich nochmals zu unterhalten in Erinnerung an die Zeit, als sie noch im Werk tätig waren. Aber etwas ganz Besonders sollte es sein: man wollte ins Blaue fahren. Und kaum wußte man dies, ging auch schon das große Rätselraten an. Besonders in der Grünanlage von Reisholz wurde das Problem durchgesprochen, und von einem Pensionär wurde bekanntgegeben, wohin es ging, nämlich zur Gruga nach Essen. Junge, Junge, war das für „Jupp“ eine harte Nuß, das konnte man nicht unwidersprochen lassen, und so kam Jupp natürlich und sagte: „Müßt ihr nun gerade mit uns Großstädtern nach Essen fahren?“ Als man ihn aufklärte, daß es eine Fahrt ins Blaue gäbe, kam er mit dem guten Ratschlag, doch unbedingt nach Schloß Burg zu fahren. „Jupp hät jesaat, es jet nach Schloß Burg, säth de Franz, äver do wor ich doch schon x-mal, die Jejent kenn ich doch wie ming Westetäsch. Wenn et nach mich jing, führen mår nach'm Aldeberjer Dom, do wor ich eesch e mol.“

„Häse schon jehööt, die wolle nach'm Aldeberjer Dom fahre“, sagt der Jakob zum Anton. Aber hier stieß er auf Widerstand, denn Anton wußte es ganz genau. „Hört doch endlich mit dem Gerüchtemachen auf, denn wir fahren doch nach Unkel, weil wir nicht dort hingefahren sind, als die gesamte Belegschaft dort war.“

So ungefähr waren die Unterhaltungen der Pensionäre, und die Spannung war recht groß als es am 21. September los ging. Die Autobusse fuhren um 12.30 Uhr am Werk vor und mit guter Laune waren bald alle Plätze von den schon lange wartenden Pensionären besetzt. Ab ging die Fahrt nach Oberbilk, wo sich zu den 5 Autobussen von Reisholz noch die beiden Busse mit Pensionären aus Oberbilk gesellten.

„Die Fahrt ins Blaue“ konnte beginnen. Nach einer kleinen Rundfahrt durch Düsseldorf ging es über die Oberkasseler Brücke weiter nach Büderich, Osterrath, Willich, Anrath und Viersen bis Dülken. Zur Überraschung aller wurde dort eine große Süßmosterei besucht. Eine Probe ihres „Tropfens“, vom Inhaber kostenlos ausgegeben, wurde allseitig begrüßt. Man konnte den Betrieb besichtigen und die großen Behälter, in denen der Most haltbar gemacht





Vor Werk Oberbilk

wird. Die Abfüllvorrichtung in voller Tätigkeit war besonders interessant. Mancher tat hier etwas für seine Gesundheit, wenngleich die Meinung vorherrschte, daß der Gerstensaft die bessere Chancen hat, getrunken zu werden. Während des Rundganges sprach Herr Steffens, der Besitzer der Süßmosterei, einige erläuternde Worte und wies besonders darauf hin, bei wieviel Krankheiten der Süßmost Hilfe und Heilung bringt. Aber vorweg kann man schon sagen, daß anscheinend nicht viele krank waren, denn außer den Proben hat niemand mehr Süßmost getrunken. Nach einer halben Stunde ging die Fahrt weiter durch eine der schönsten Gegenden des Niederrheins über Waldniel, Amern, Heyen, Brüggen, Bracht, Krickbeck, Hinsbeck zum Ziel der Fahrt ins Blaue: Loberich. Was muß man sich doch wundern, wieviele vorher schon das Ziel kannten; im Autobus wußten noch einige: es geht nach Kevelar.

Begeistert hört man perlen Töne,
gezaubert von zwei Perlen, schöne



Begrüßung der Ankommenden



Es geschmeckt

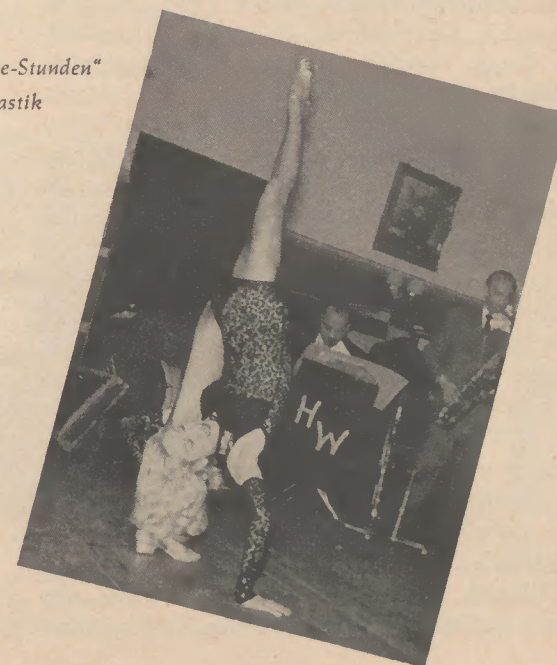


Betriebsbesichtigung in Dülken



„Man müßte
Klavier spielen
können!“

„Nachhilfe-Stunden“
in Gymnastik



Musik empfing bei Betreten des „Strandrestaurant Ludwigs“ die Ankommenden, welche von der Werkleitung, die voraus gefahren war, begrüßt wurden. Der Betriebsrat hatte im Gesamten die Fahrt mitgemacht und die Betreuung der Kollegen während der Fahrt übernommen. Die Tische waren einladend mit Kaffee und Kuchen gedeckt und bei fleißigem Musizieren der Kapelle schmeckte es ausgezeichnet. Die offizielle Begrüßung erfolgte durch Direktor Best und Direktor Uhlenbrock. Direktor Best wies darauf hin, daß die Pensionäre zwar ihre wohlverdiente Ruhe genießen, daß aber dieses Ruhen nicht gleichgesetzt werden dürfe mit einem geistigen Ruhen und daß man an den Fragen des Tages im Alter weiter interessiert sein müsse. Er wünschte den Pensionären noch viele Jahre Gesundheit und Frische und für diesen Abend recht frohe Stunden. Direktor Uhlenbrock sprach auch sehr herzliche Worte der Begrüßung und

brachte vor allen Dingen die Verbundenheit zwischen den Pensionären und den Schaffenden sowie der Werkleitung zum Ausdruck. Besonders hervorgehoben wurden zwei Pensionäre, die ihr 50jähriges Jubiläum bei uns feiern konnten und für diese Treue vom Bundespräsidenten mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet worden waren.

Nach diesem offiziellen Teil war „Freizeitgestaltung“. Man begab sich nach draußen oder hielt sein „Verzällchen“, je nach Belieben. Die meisten werden wohl einen Spaziergang gemacht haben, denn gerade diese Gegend, die der Leiter der Sozialabteilung mit dem Betriebsrat als Ziel der Fahrt ins Blaue ausgesucht hatte, war geradezu verlockend.

Beim ersten Schritt vor die Tür war der Blick sogleich gefangen von dem herrlichen Ausblick auf einen der Netteeseen.

Allein dieser wundervolle Anblick ließ manche Sorge des Alltags und der zunehmenden Hast unseres Vorstadt- (bald Großstadt-) Lebens vergessen, hinzu noch die fröhliche Runde im Saal bei einem Gläschen Bier oder nach Wahl für die Feinschmecker Wein, Cognac oder Likör. Der Saal füllte sich gegen 18 Uhr wieder. Bevor das angekündigte „Non-Stop-Varieté“ beginnen sollte, sprachen vom Betriebsrat Reisholz der 1. Vorsitzende Kollege vom Bover und von Oberbilk der 2. Vorsitzende Kollege Stolzenberg. Sie führten aus, daß sich die Belegschaft freuen würde, daß die Alten wieder mal zusammen seien und man wünsche, daß es allen vergönnt werde, noch viele Jahre in Gesundheit und Frische ihren Lebensabend zu verbringen. Dann begann ein Varieté-Programm, das ohne weiteres auch im Apollo-Theater in Düsseldorf hätte bestehen können. Fred Custor hatte die Ansage und es dauerte nicht lange, da hatte er die Lacher auf seiner Seite. Den Darbietungen von Erika Gläser folgte man mit großem Interesse, wenngleich mancher der Pensionäre dachte, daß man so gelenkig auf den alten Tag wohl auch noch sein möchte. Den Gedanken aber durfte man nicht laut aussprechen, denn gleich darauf sah man auch schon einen der Pensionäre bei getanzter Akrobatik. Die zwei Melodies mußten mehrmals auftreten und es war schon eine Freude ihrem Akkordeon-Spiel zuzuhören. Viel Freude hatte man auch an Fred Faber, der als Excentriker verstand, eine Treppe herunterzugehen, die überhaupt nicht vorhanden war. „Erlandi“, ein dänischer Imitator, machte die Tierwelt lebendig. Seinen Vögeln, seinen Schweinen, und vor allem seinem Kuhstall mußte man gebührenden Respekt zollen. Jedenfalls war es ein Programm bei dem alle mitgingen und jeder zufrieden war.

Nun startete das Abendessen und die Schweißtropfen der Bedienung ließen erkennen, daß es unseren Kollegen ausgezeichnet schmeckte. Dabei wurde noch manches Glas geleert, und viele Pensionäre waren eifrig bemüht, auch ihrer Mutti etwas von dieser feucht-fröhlichen Fahrt mit nach Hause zu bringen.

Nachdem alle Einkäufe getätigt und der Durst gelöscht war, rüsteten unsere Pensionäre von selbst zum Aufbruch. Nach erfolgtem Startzeichen ging's zurück nach Düsseldorf, und es ist für alle Hoffnung und Wunsch, daß an der nächsten Fahrt wieder alle gesund und frisch teilnehmen können. Betriebsrat

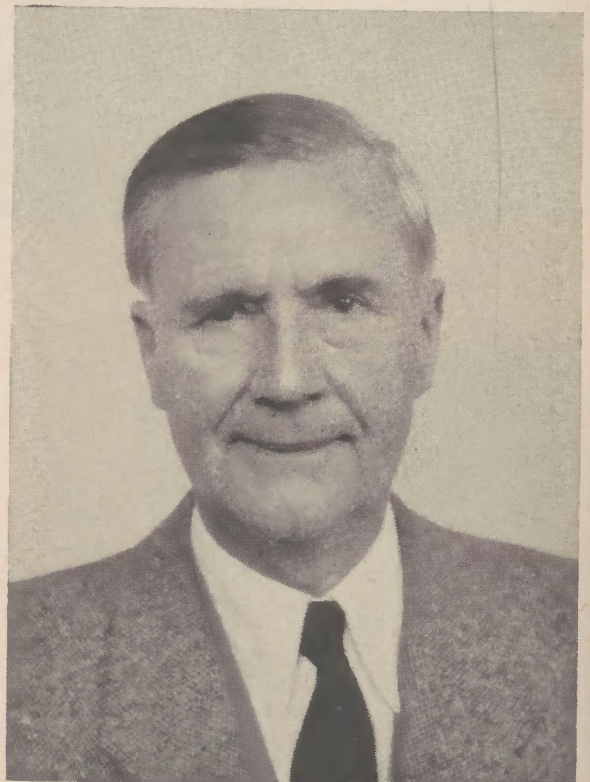


Mathias Mies

Vorarbeiter

Werk Oberbilk

Eintrittsdatum: 1. 9. 14



Ernst Merckens

Leiter der Verbindungsstelle

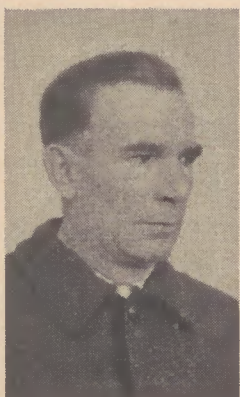
zur Besatzungsmacht

Werk Reisholz

Eintrittsdatum: 1. 10. 14

UNSERE JUBILARE

15 jähriges Jubiläum



Peter Cremerius
Vorarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 18. 7. 25
bis 30. 12. 29
Eintrittsdatum: 9. 3. 34



Friedrich Klus
Anhänger
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 2. 7. 26



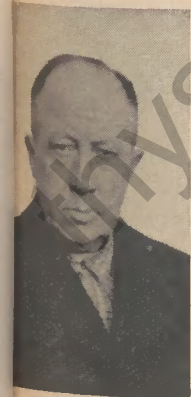
Georg Dünnewald
Revisor
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 12. 7. 26
bis 4. 5. 45
Eintrittsdatum: 23. 6. 48



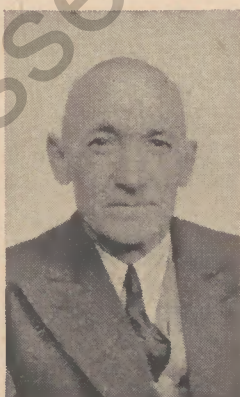
Rudolf Reinhardt
Wächter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 3. 2. 27



Peter Heimann
Kranfahrer
Werk Reisholz
Eintrittsdat. 20. 5. 27



Hugo Wilken
Kranfahrer
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 29. 6. 27



Karl Jansen
Elektriker
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 2. 8. 29



Heinrich Bauer
Vorarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 6. 9. 29



Robert Bitter
Rohrabstecher
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 6. 9. 29



Franz Schischefski
Schmied
Werk Oberbilk
Eintrittsdatum: 29. 10. 29



Gertrud Alfes
Reinemachefrau
Werk Reisholz
Eintrittsdat. 9. 10. 39

15 jähriges Jubiläum

Vom Zeitunglesen

Oft verwundert man sich darüber, wie kurz das Gedächtnis vieler Menschen ist, wie leicht sie der jeweiligen Stimme des einzelnen Tages Glauben schenken, ohne eigene, sichere, gültige Urteile zu bilden. Wie oft widersprechen einander Nachrichten, die in den Zeitungen stehen, in kurzer Zeit! Wie oft zeigt eine spätere an, daß eine frühere entweder nie gegolten hat oder aber durch die fortschreitenden Ereignisse ungültig geworden ist! Wie vieles wird nach wie vor absichtsvoll (in wessen Absicht?) herausgestellt oder absichtlich verschwiegen! Wie gar sehr herrscht weithin der einzige Augenblick, die Meinung, die die Tagespresse aufruft, die bloße Tendenz, die es nie auf die Wahrheit, sondern nur auf nächste äußere Zwecke abgesehen hat! Bringt Zeitungslesen Gewinn, ernstlich, dauernd? Gewiß nur dem vorsichtigen Leser und dem Leser von Blättern, die mit großer Verantwortung geführt werden, und gewiß auch muß sich der Mensch über die Ereignisse in der Welt unterrichten, um sie mit rechten Gedanken, mit berechtigten Strebungen zu begleiten. Und doch, was richtet „die Presse“ im ganzen an Schaden an!

Man könnte zunächst denken, sie habe erst im Dritten Reich und in seinem Gefolge, erst infolge der „Propaganda“ den Charakter angenommen, dem gegenüber allein Vorsicht und eigene Kritik den nötigen Schutz gewähren. Aber die jüngste Zeitungspraxis ist nur ein Symptom unter vielen für den gegenwärtigen Stand der Kultur und hat sich von weit her vorbereitet. So seien im folgenden einige Stimmen aus der Vergangenheit angeführt, deren Aktualität ebenso sehr tröstlich wie fürchterlich genannt werden kann; denn sie zeigen: nicht wir Heutigen erst haben Grund, der Presse gegenüber vorsichtig zu sein. Aber wir haben Grund, noch vorsichtiger zu sein als Menschen vor unseren Tagen.

„Immer mehr drängt sich mir in meiner Einsamkeit der ungeheure Unterschied zwischen der Lektüre der Bibel und der der Zeitung auf. Die eine zeigte mir, daß mein Leben getrennt von Gott nichts als eine Seifenblase sei, und erinnerte mich, stets meines Schöpfers eingedenk zu sein, und die Zeitung predigt nichts als Überhebung und Weltlichkeit.“ So schrieb Stanley (1841 bis 1904), der kühne Weltreisende, in seinen Lebenserinnerungen, ein Mann, dem man gewiß weder Weltflucht noch Bigotterie nachsagen kann. Und ebenfalls in Stanleys Lebenserinnerungen findet man die Bemerkung: „Das Erste, dem man zu widerstehen hat, wenn man die Zeitungen liest, ist die Tendenz, sich zu sehr über vieles zu ereifern, zu dem man keine Beziehung hat.“ Und: „Eine Woche solcher Lektüre macht mich gewöhnlich gleichgültig in der Beurteilung moralischer Entgleisungen, läßt mich zu schwächlicher Sentimentalität neigen und macht mich lässig in den höheren Pflichten, die ich Gott, meinen Mitmenschen und mir selbst schulde; kurz, viele Tage müßten verstreichen, ehe ich wieder mit eigenen Augen sehen, mit eigenem Verstande abwägen und wieder ich selbst sein

kann. In Afrika, wo ich frei war von Zeitungsgewäsch, hatte der Geist mehr Spielraum und war wunderbar zufrieden.“

Dostojewski sagt einmal: „Die Presse sichert jedem Schurken das Wort, wenn er auf dem Papier zu schimpfen versteht, den man in anständiger Gesellschaft unter keinen Umständen auch nur reden ließe. In der Presse finden alle diese Menschen ihr Asyl — komm, schimpf, soviel du willst! — Sogar mit Ehrerbietung wird es aufgenommen!“

Das sind harte Urteile aus Zeiten, die man heute gern als noch friedlich und unschuldig ansieht im Vergleich mit der unseren. Aber die wachen Geister haben eben die Ereignisse ihrer Zeit stets symptomatisch gesehen und im Früheren die Keime des Späteren bemerkt. Was würden sie sagen, wenn sie die Zeitungen der jüngsten Zeit hätten lesen müssen?

Erstaunlich (oder auch nicht erstaunlich) und immer noch lehrreich sind folgende Bemerkungen Goethes über die Zeitung, die, obwohl sie sich sachlich vielleicht besser anders anordnen ließen, chronologisch angeführt seien:

„Von je her und noch mehr seit einigen Jahren überzeugt, daß die Zeitungen nur da sind, um die Menge hinzuhalten und über den Augenblick zu verblenden, es sei nun, daß den Redakteur eine äußere Gewalt hindere, das Wahre zu sagen, oder daß ein innerer Parteisinn ihm eben dasselbe verbiete, las ich keine mehr ...“ (1808). —

„Seit ich keine Zeitung mehr lese, bin ich ordentlich wohler und geistfreier. Man kümmert sich doch nur um das, was andere tun und treiben, und versäumt, was einem zunächst obliegt“ (1830). —

„Schon seit 3 Monaten lese ich keine Zeitungen, und da haben alle Freunde bei mir das schönste Spiel. Ich erfahre den Ausgang, den Abschluß, ohne mich über die mittleren Zweifel zu beunruhigen. Die herrlichste Kur aber und die kräftigste Bestätigung für den Menschen, der sich in den Kreis seiner Tätigkeit zurückzieht, ist der Spaß, einen Jahrgang von 1826 zu lesen, wie ich mir ihn jetzt mache, wo klar ist, daß man durch diese Tagesblätter zum Narren gehalten wurde und daß weder für uns noch für die Unsrigen, besonders im Sinn einer höheren Bildung, dabei auch nicht das Mindeste abzuleiten war“ (1831).

Wir haben diese Aussprüche, die sich leicht vermehren ließen, nicht zusammengestellt, um vor dem Zeitungslesen als solchem zu warnen. Erstens müssen Zeitungen gelesen werden; zweitens gilt glücklicherweise auch heute noch die Bemerkung Bismarcks (hat er sie ingrimmig oder lächelnd gegeben?):

„Manches, was in den Zeitungen steht, ist doch auch wahr.“ Urteile wie die hier angeführten lassen sich sinnvollerweise nicht verallgemeinern; es ändern sich die Zeiten; in jedem Sandgeschiebe können Goldkörner enthalten sein; aus Äußerungen bedeutender Geister aber kann man immer lernen. Zum Schluß noch ein Goethe-Wort (aus der „Italienischen Reise“):

„Es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung lese. Die Gestalt dieser Welt vergeht; ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind.“

Thomas Bergner



Düsseldorf, den 4. 9. 1954

Lieber Klaus, lieber Herbert!

Grüß Gott. Ihr wolltet wissen, wie's dieses Jahr in den Ferien war. Bei strömendem Regen kamen wir um 17.30 Uhr in Kniebis an; wir nahmen den Münchener D-Zug bis Mannheim. Die Fahrt am Rhein entlang war trotz des mäßigen Wetters sehr schön, da auch mittlerweile jeder einen Sitzplatz hatte. Bei strahlendem Sonnenschein trafen wir dann um 12 Uhr in Mannheim ein, wo wir während des 90 Minuten dauernden Aufenthalts die Hauptstraßen mit ihren Geschäften und die Parkanlagen mit ihren Wasserspielen bewunderten. Von Mannheim ging es in einem überfüllten D-Zug nach Karlsruhe, von dem wir aber nur den zerstörten Bahnhof und einige schmutzige Hinterhöfe sahen. Diesmal im Eil-Zug von Karlsruhe in den Schwarz-

wald bis Freudenstadt und von da mit dem Omnibus bis Kniebis. Vor der Omnibusfahrt lag noch ein Hindernis: ein kleiner Gepäckmarsch; 30 Mann zogen schwer beladen mit ihren Koffern durch die Stadt zur Omnibushaltestelle.

In der Herberge hörten wir uns nach dem Abendessen die üblichen zwei Einführungsvorträge an, den einen vom Herbergsvater, den anderen von unseren Reisebegleitern. Die erste Nacht fand nicht ganz die Zustimmung des Herbergsvaters. Er war einfach nicht mit den dezent spielenden Kofferradios einverstanden.

Am Morgen standen wir um 7 Uhr auf, waschen, Betten machen, frühstücken, anschließend kurze Erkundung der näheren Umgebung und zuletzt — wie konnte

es bei dem andauernden Regen auch anders sein — trugen wir unsere ersten Markstücke in eine Wirtschaft.

Samstag Platzregen, Sonntag Landregen, Montag lebhaftes Schauertätigkeit. Ihr könnt Euch also vorstellen, daß sich der Hauptbetrieb an diesen Tagen in der Herberge abspielte. Die einen spielten Karten, die anderen lasen oder schrieben Briefe, ein kleiner Teil versuchte sich mit mehr oder weniger Erfolg beim Schachspiel.

Am Dienstag wagte sich zum ersten Mal die Sonne hervor und munterte uns dazu auf, die Sankenberg-Wasserfälle zu bestaunen. Mehrere Rinnsale und kleine Bäche, die oberhalb einer 15 m hohen Felswand gestaut und von den Spazier-

gängern selbst zu Tal geschickt werden können.

Mittwoch ging es über versumpfte Waldwege zum „Kastelstein“, einer mehrere Tonnen schweren Felsplatte, die von einem erschreckend dünnen Stempel ge-



An der Ill im alten Straßburg

tragen wird. Um einer Anregung der Sozialabteilung zu folgen, möglichst viel zu wandern, war Donnerstag eine Wanderung fällig. Diesmal nur eine Nachmittags-tour über einen guten Waldweg zum „Teuchelwald“, das ist ein Stück sehr gepflegter Tannenwald mit Bänken, Lauben, Brunnen und eingefassten Wegen, ein Teil der Kur- und Badeanlagen in Freudenstadt. Dort stiegen wir auf einen Aussichtsturm und hatten einen prächtigen Ausblick bis zum Schwäbischen Jura und der Rheinebene. Was überhaupt Freudenstadt anbelangt, im Zentrum der Stadt konnte ich kein einziges altes Haus mehr entdecken, alles wieder auf das modernste aufgebaut. Ihr wißt doch sicher noch, die Stadt hatte durch die sinnlose Verteidigung zum Schluß des Krieges arg gelitten. Freitag morgen starteten mein Kollege und ich, die wir ja unsere Räder hier hatten, zu einer Tages-tour. Über die Schwarzwaldhochstraße mit ihren geringen Höhenunterschieden fuhren wir über den „Schliefkopf“, 1060 m, zur Hornisgrinde mit dem Mummelsee. Vom See selbst war nicht viel zu sehen, da die Franzosen aus dem Berg- und Seegebiet eine Militärzone gemacht hatten, deren Betreten verboten war. Mit den Ausblicken in die Rheinebene und auf Straßburg hatten wir ebenfalls Pech, denn wir befanden uns etwa 100 m über

den Wolken. Naß bis auf die Haut, mit einer Sicht von höchstens 15 m, rutschten wir durch die Wolkendecke nach Allerheiligen hinunter. Das erste Sehenswerte in Allerheiligen war die Klosterruine, mit ihren aus Bruchsteinen aufgeführten Spitzbögen. Unmittelbar dahinter begannen die Wasserfälle. Ein Bach, der sich einen Kilometer durch ein felsiges Tal schlängelt und einen Höhenunterschied von 50–75 m in mehreren Fällen überwindet. Zu beiden Seiten dieser brodelnden Wassermassen türmten sich fast lotrecht die Felsen bis zu 100 m auf.

Am Samstag morgen wagten sich die ersten ins Freibad. Prr, war das kalt! Bei 11 Grad hielten wir es nur eine Viertelstunde im Wasser aus, aber in den Liegestühlen haben wir doch ein bißchen Farbe mitbekommen. Von Sonntag und Montag ist nicht viel zu schreiben.

Dienstag machten wir endlich zu sieben Mann unsere langersehnte Straßburg-Tour. Für 12 DM pro Person fuhren wir mit einem VW-Omnibus Richtung Kehl, Straßburg. Bei strahlendem Sonnenschein parkten wir mittags nach einer Stadtrundfahrt vor dem Münster, wo wir uns mit vielen anderen Touristen Kirche und Glockenspiel ansahen. Danach schlenderten wir durch die Stadt und Altstadt, verglichen Preise, bestaunten Gebäude, tranken auch das übliche Viertel Wein.



Der Kastelstein

kurz, wir versuchten, einen kleinen Einblick in das Leben im Elsaß zu gewinnen. Gegen Nachmittag gondelten wir wieder heimwärts, kletterten auf 8 km 600 m hoch, kamen auch an der Stelle vorbei, an der der Minister Erzberger ermordet

wurde und gelangten schließlich wieder auf die Schwarzwaldhochstraße und zur Herberge zurück.

Da das Wetter immer noch wunderbar war, gehörte der ganze Mittwoch dem Freibad bis zum Abend, der dem Kofferpacken gewidmet war. Zurückblickend auf die 13 Tage Herbergsaufenthalt wäre noch zu sagen: Kartoffelschalen, Tischdienst und Spülen fielen flach, wunderbar! (Die Herbergseltern fanden nicht ganz unsere Zustimmung. Ihr Verhalten wurde sehr von Mark und Pfennig bestimmt.) Das Essen war in der ersten Woche mäßig, in der zweiten Woche gut bis sehr gut.

Nach einer unruhigen Nacht verließen wir Donnerstag morgen bei sehr gutem Wetter den Kniebis. Von Karlsruhe aus, wo wir uns während des Aufenthalts einen kleinen Teil der Stadt und die Schloßruine ansahen, nahmen wir einen D-Zug, diesmal ohne Speisewagen, sehr zum Wohl unseres schmal gewordenen Geldbeutels. Wir waren nämlich allgemein der Meinung, daß an diesem letzten sehr heißen Urlaubstag, irgend etwas Trinkbares zu den sechs Scheiben Reiseverpflegung gehört hätte. In Bonn-



Standquartier Jugendherberge Kniebis

Beuel endlich stürzte sich eine halbverdurstete Gruppe auf einen Wasserkran, eben mangels „Masse“. Kurz vor 19 Uhr standen wir nach 13tägigem Urlaub, der trotz allem schön und reich an Erlebnissen war, wieder auf heimatlichem Boden. Vielleicht kann ich Euch nächstens noch mündlich berichten. Bis dahin

Euer O. B.

Rechtschreibungsclippen von A bis Z

Unsere Rechtschreibung ist nicht leicht zu erlernen, das wissen wir alle von den Diktaten unserer ersten Schuljahre her, und wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, daß wir auch heute noch recht oft über die Rechtschreibung im Zweifel sind.

Vom Abend sagt man abends, eines Abends, spätabends, aber abends spät, gegen Abend. Mit dem Morgen ist es nicht anders. Das darf man nicht außer acht lassen oder außer aller Acht lassen. Ebenso muß man auf folgenden Unterschied achtgeben: Er ist Mitte Achtzig, Mitte der Achtziger, in den Achtziger Jahren, das geschah in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Der Ältere bleibt immer der ältere, auch wenn der Alte noch der alte sein mag. Alt und jung (aber: Alte und Junge) wissen, daß man von alters her das Alter groß schreibt und auch das andere Mal, aber ein andermal klein. Angst haben heißt noch lange nicht angst und bange machen, und man schreibt zwar: Nichts Arges denken, aber: die Angelegenheit liegt im argen. Er ist auf das Äußerste gefaßt, aber nicht auf das äußerste erschrocken.

Zu dritt spielt man Skat; der dritte Mann ist dabei eine wichtige Person; er ist zwar der Dritte im Bunde, doch von dreien der dritte! Die anderen sind die beiden ersten (im

Gegensatz zum dritten), aber den Ersten eines jeden Monats schreibt man groß.

Ach, sie ist schwer, die deutsche Sprache! Mein Eigen ist mein eigen, aber es muß nicht das einzige sein, was ich besitze. Wenn man einem feind ist, braucht man darum nicht jedermanns Feind zu sein. Jemanden freihalten ist etwas anderes als etwas frei halten. Man schreibt: Der Grüne Donnerstag, das Gasthaus zum Grünen Baum, aber: der blaue Montag. Wenn einer sagt, er werde mit Ja und Nein antworten, dann wird das nicht gleichbedeutend sein damit, daß er zu allem ja und amen sagt.

Es ist neunzehn Grad warm, aber: das Thermometer steht auf Neunzehn. Auch mit dem Recht steht mancher auf Kriegsfuß. Er hat recht, ihm ist recht geschehen, er ist im Recht, er traf das Rechte, von Rechts wegen; man muß anerkennen, was Rechtens ist.

Ohne weiteres kommt man am weitesten, wenn man alles Weitere nicht übersieht. Damit ist man alles Weiteren überhoben. Man muß auch einmal mit wenigem auskommen und sich auf das wenigste beschränken können. Man lernt nicht nur eine Zeitlang, sondern jederzeit, aber zu jeder Zeit besteht die Gefahr, daß man zeitlebens oder zeit seines Lebens falsch schreibt.

G. Bewersdorff



Als Ludwig XIV. das Taschentuch nahm

... nun, das war keine große Staatsaktion, die in die Geschichte einging, aber soviel ist doch von der Geschichte festgehalten worden, daß er sich nicht die Nase damit säuberte. Das wäre unschicklich gewesen, das tat man vornehmer mit den Fingern. Das Taschentuch war zum Angeben da, es war ein Zierstück.

Die Zeiten haben sich geändert. Wo würden wir heute während einer Schnupfenperiode bleiben, wenn wir kein Taschentuch hätten! Aber schon wieder ändern sich die Zeiten. Diesmal ist es nicht die Mode, sondern die Medizin, die eine Änderung in der Taschentuchbenutzung als wünschenswertes Ziel sieht.

Wenn bei wechselhaftem Wetter der Schnupfen umgeht, dann ist unser übliches Taschentuch eine höchst unhygienische Angelegenheit. Unser Taschentuch wird dann geradezu zur Brutstätte der Krankheitserreger. Wir verwahren es schön warm in der Tasche und führen es jeden Augenblick zur Nase. Dabei geben wir jedesmal den zu Millionen im gebrauchten Taschentuch vorhandenen Erregern Gelegenheit, uns erneut anzustecken. Was die Medizin wünscht, ist das wegwerfbare Taschentuch, das nach einmaligem Gebrauch vernichtet werden kann. Es gibt diese Papiertaschentücher ja schon lange, aber ihrem vermehrten Gebrauch, vor allem in Schnupfenzeiten, sollte man doch einmal energisch das Wort reden. Schon allein durch diese Maßnahme kann die Schnupfendauer mit ihren doch wirklich nicht angenehmen Begleiterscheinungen erheblich abgekürzt werden.

Benutzen und wegwerfen — aber bitte nicht in die Papierkörbe der Büros oder anderer vielbenutzter Räume. Dort ist es so mollig warm, und was früher das Stofftaschentuch in unserer Tasche war, wird dann der Papierkorb: Eine Brutstätte der Erreger! Ein häufig entleerter Karton mit Deckel ist schon besser, noch besser sind natürlich die verschließbaren Abfallkübel. Wer aber beim Stofftaschentuch bleiben will, der soll wenigstens häufig wechseln, sie zu Hause sofort einweichen und waschen und gewaschene Stofftaschentücher nur gebügelt wieder benutzen.

„Sein“ oder „Nichtsein“ das ist hier die Frage!

Wohl Dir, Du ziehst Dir dieses Kleid an!
Wehe Dir, wenn es Dir auch paßt!

Es war einmal vor langer, langer Zeit, da lebte ein großer, unvorstellbar mächtiger König in einem fernen, unendlich schönen Land. Alles, was er sehen, riechen und hören konnte, durfte er mit Fug und Recht sein eigen nennen, und alles, was da krechtete und fleuchte, war ihm bedingungslos untertan.

Er wohnte in einem wunderschönen Schloß, genau so erbaut, wie er es sich als kleiner Junge einmal erträumt hatte. Ja, das stimmt ganz genau! Und mehr noch, Ihr könnt es Euch kaum vorstellen. Gold und Edelsteine, wertvolle Stoffe, Teppiche und Tücher, es gab nichts, aber auch gar nichts auf der Welt, was er sich nicht mit einem Fingerzeig herbeischaffen konnte und was ihm nicht auch gehörte.

Das klingt wie ein Märchen? Nein, Ihr Lieben, das ist eine wahre Geschichte! Eine ganz alte Frau hat mir diese Geschichte erzählt, und deren Ur-Ur-Ur-Ur-Großmutter hat sie am eigenen Leibe erlebt! Doch hört weiter, denn die Geschichte fängt ja erst an.

Wie sich dieser König nannte, wußte die alte Frau nicht mehr zu sagen, aber schon sein Name hat geklungen wie die größte Glocke im Kölner Dom! Könnt Ihr Euch das vorstellen? So schön hat der Name geklungen, wenn man ihn aussprechen wollte.

Wie dem auch sei, dieser König lebte einfach sagenhaft gut und friedlich. Jeder Wunsch wurde ihm von seinen Bediensteten vom Munde abgelesen. Selbst wenn das fehlschlug, dann bedurfte es nur einer kleinen Handbewegung und schon geschah alles nach seinem Wunsch. Wollte er beispielsweise Musik hören, ganz gleich ob traurige oder lustige, so hob er nur die Hand und drehte sie etwas, und schon spielte das beste Orchester der Welt für ihn, eine eben solche Handbewegung und ein anderes ließ die schönsten Töne erschallen. Er brauchte keinen Schritt vor die Türe seines Palastes zu tun, um etwa ein Schauspiel zu sehen, ganz gleich welchen Inhaltes. Ein kleines Sprachrohr, welches er an den Mund hob, ließ seinen Ruf überall im Reich erschallen und jedweder Mensch eilte herbei, um ihm jeglichen Dienst zu erweisen.

Und erst einmal das Essen! Nein, Ihr könnt es Euch nicht denken. Einfach alles war da, jede Art von Fleisch, Geflügel, alle Sorten von Gemüse und herrliches Obst, natürlich auch Süßigkeiten und Leckereien. Es wurde ihm alles gebracht und damit es auch immer genießbar blieb, in kleine Büchsen aus edelstem Metall eingesperrt.

Wenn auch in seinem Reich immer eitel Sonnenschein war, so hatte dieser König aber auch während der Nacht keine Not. Ein kleiner Zug an einer Kordel, und schon eilten hunderte von Dienern mit Kerzen herbei und spendeten Licht.

Er brauchte kaum einen Schritt zu Fuß zu tun. Dreihundert Pferde standen stets zu seinen Diensten. Diese Pferde hatten klangvolle Namen, ein jeder endete mit dem Buchstaben A, damit es der König nicht so leicht vergessen konnte, wenn er sie beim Namen in seinen Dienst rief. Da waren: Vauweia, Opelia, Merceda, Beemwea, Emzwölwia und ähnliche. Herrliche Namen, nicht wahr? Große und kleine Pferde und aus aller Herren bzw. Untertanen Länder. Und das alles nur, damit der König keinen, aber auch nicht den kleinsten Schritt zu Fuß zu tun brauchte.

Ja und so lebte der König, wahrhaft und ohne jede Übertreibung. Aber: er wurde älter und älter! Ja; und leider gibt es ja in jeder noch so schönen Geschichte auch einen traurigeren Teil.

Sein Körper wurde runder und schwerer, seine Beine müder und müder. Ja, sogar der Kopf wurde langsamer im Denken, was der König so beifspielloos beherrscht hatte. Und nun war guter Rat wirklich teuer. Alle seine Untertanen wurden traurig und tiefsinnig. Wer konnte bloß dem guten König helfen? Kein Mittel blieb unversucht. Aber ... aber ... der König welkte dahin. In die schönsten Gegenden ließ er sich von seinen Pferden tragen, auf die Berge, an die See. Nein und wahrhaftig, kein Mittel blieb unversucht! Sicherlich wäre der König trotz all seiner Schätze und Güter gestorben, wenn er nicht ... ja, wenn er nicht eines Tages einen ganz alten, weisen Mann am Wegrande getroffen hätte. Und nun das Geheimnis aber nicht weiter sagen: dieser Alte war der Vater von der Ur-Ur-Ur-Ur-Großmutter der alten Frau, welche mir diese Geschichte anvertraute. Ihr seht also, daß es die reine Wahrheit ist, welche ich hier niederschreibe!

Dieser Alte hatte einen langen weißen Bart, rote Backen und schritt lustig ein Lied pfeifend fürbaß. Er wog kein Gramm zu viel, war über die Maßen kräftig und rüstig und wie gesagt unendlich weise! Alles, was er besaß, trug er in einem kleinen Bündel über der Schulter, und seine schönen Augen strahlten unsagbares Glück nach allen Himmelsrichtungen aus.

Ja, diesen Mann traf der König. Ein winziger Funken seiner früher so tiefschürfenden Erkenntnis und Intelligenz blitzte auf, als er den Alten anrief:

„Sag' an, Alter! Du scheinst älter als ich zu sein. Auf jeden Fall bist Du unendlich viel ärmer als ich, dennoch Du hast Luft genug zu atmen, um zu pfeifen, Kraft genug, um so kräftig auszuschreiten und Hunger genug, um trockenes Brot zu essen! Hilf Deinem guten König, der Not leidet. Es ist mein letzter Versuch, den geringsten meiner Untertanen um Rat zu fragen. Ich schenke Dir ein Königreich, wenn Du mir hilfst!“

Da strich der Alte seinen Bart, senkte die Stirn und blickte dem König voll ins Gesicht und sprach:

„Wohl denn, mein guter, geliebter König, es sei! Löse dieses Rätsel und sofortige Erlösung wird Dir zuteil!“

Es wohnt ein kleiner Vogel in Deiner Brust in einem goldenen Käfig. Viele tausend Wege führen zu ihm hin, aber jeder ist mit Gold und Edelsteinen versperrt, so viel Gold und sonstiger Überfluß, daß all diese Wege zu verschlammten beginnen und ungangbar werden. Der Vogel kann dergestalt nicht mehr singen, geschweige denn fliegen. Atze ihn mit wenig Körnern und gib ihm sonnengetränktes Quellwasser zu trinken. Laß ihn klare Luft atmen und zieh ihm die schweren Gewänder aus. Schüle seine

Blitzblanke häusliche Welt...

Hochragende und tragende Gebilde, weitgespannte Brücken, überkuppelte Hallen, stählerne Gerippe an wachsenden Großbauten, stahlblechbewehrte Schiffsrümpfe, Türme, Tanks und Maschinen, auf den Schienensträngen dahinstürmende Lokomotiven, damit verbinden sich in der Regel die Vorstellungen von Stahl und seiner Verwendung. Wenn von Eisen und Stahl die Rede ist, drängt sich der Gedanke an Gegenstände von großen Ausmaßen auf, an Vorgänge, die mit gewaltiger Kraftentfaltung zusammenhängen.

Dabei ist der Anteil am Stahlverbrauch, der auf die Fertigung von langlebigen Gütern für den täglichen Bedarf in der häuslichen Welt entfällt, weit höher, als gemeinhin angenommen wird. Seinen Umfang bestimmt die Familie, und hier wieder in erster Linie die Hausfrau. Er erwächst aus der Masse des Bedarfs an sich und aus der Vielzahl der Möglichkeiten, die bei der Gestaltung der häuslichen Welt zur Anwendung kommen.

Und mag sie nach Quadratmetern berechnet noch so klein sein: Was gehört nicht alles in diese häusliche Welt und ist in ihr unterzubringen, ohne daß von Überfüllung die Rede sein kann?! Niemals fehlen in dieser Welt offene Wünsche. Sie ist so groß, daß allein von der Küche die Hausfrau seit eh und je als von ihrem „Reich“ spricht.

Die Grundzüge der im Familiensinn verankerten Atmosphäre der häuslichen Welt bleiben immer die gleichen. Erheblichen Veränderungen unterliegt aber „im Zuge der Zeit“ die Ausstattung der häuslichen Welt mit dem für den „Betriebsablauf“ erforderlichen Inventar. Auch innerhalb der eigenen vier Wände wird heute rationeller verfahren als in früheren Jahren. Die Petroleumlampen sind längst erloschen, und es werden keine Holzlöffel mehr geschwungen. Auch in der häuslichen Welt haben sich die Begriffe von Schönheit und Zweckmäßigkeit enger miteinander verbunden.

Was der Stahl damit zu tun hat? Nun, sehr viel. Allein ein Blick in die Küche beweist es. Dabei braucht es nicht die komplette Stahlküche zu sein, wie man sie in Amerika längst kennt und wie sie dort der Hausfrau alle möglichen Bequemlichkeiten vermittelt und sie entlastet.

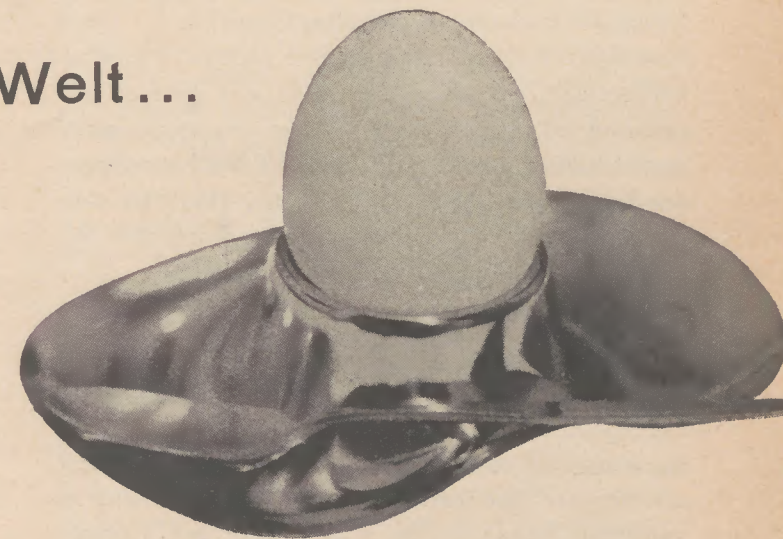
Stimme, daß sie ohne Sprachrohr auskommt, schone sein Gehör, damit es wieder für den Wohlklang empfindlich wird, laß ihn lediglich das Sonnenlicht genießen, auf daß er sich seines Wertes erinnert. Vergiß diesen kleinen Vogel nicht, holdseliger König. Vernimm es, verstehe und handle danach, Dir wird ewiger Lohn — ich bedarf dessen nicht!“

Sprach's und schritt seiner Wege!

Dem König nun — Ihr wollt wissen, was er darob tat? — rannen dicke Tränen über die Wangen. Er hatte begriffen, er hatte den Alten wohl verstanden. Wie gut er ihn verstanden hatte, läßt sich schon daraus schließen, daß er den Alten ruhig seiner Wege ziehen ließ ohne auf die Belohnung zurückzukommen.

„Hast auch Du, lieber Leser, begriffen?“ „Nein?“ dann sagen wir: „Fortsetzung folgt, aber Du wirst sicher noch dahinterkommen und die Fortsetzung ist gar nicht nötig!“

Dr. R.



Dieses ebenso formschöne wie praktische Tischgerät ist nach einem Entwurf von Prof. Wangenfeld angefertigt

Da sind z. B. die Sätze von emaillierten Stahlblechtöpfen, blitzende Schöpfkellen, Reiben und Filter, die Küchenwaage und die Brotschneidemaschine. Freilich, es fehlt noch eine Menge an Küchen und Tischgeschirr, aber es kommt immer wieder ein neues Stück hinzu. Da gibt es die Pfannen und Kasserollen, Platten und Kannen, Backformen und vielerlei Behälter. Blitzblank, formschön, unzerbrechlich und nicht rostend.

Wie hat sich im Laufe der Zeit das Bild allein in den Besteckkästen verändert! Nicht etwa von ungefähr. Von den Möglichkeiten her, die der Stahl als Werkstoff anbietet, sind immer formschönere, handgerechtere und allen hygienischen Ansprüchen Rechnung tragende Messer, Gabeln, Löffel und weitere Bestandteile des Eßbestecks entwickelt worden. Häufig werden sie für verschiedene Verwendungszwecke in der unauffälligsten Weise bei der Formgebung kombiniert. „Sind sie nicht ausgesprochen hübsch, diese modernen Eßbestecke?“, meint sachverständig Frau Margarete, unsere soeben ins Haus gezogene Nachbarin, als sie uns einen Blick in ihre Küche gestattete. „Stahl“, fügt sie kurz hinzu, „davon hat man lange etwas.“

Schuld an unserem kleinen Abstecher in Frau Margaretes Reich ist ein Eierbecher. Tags zuvor in drei Exemplaren zusammen mit Robert, ihrem Gatten und treusorgenden

Familienoberhaupt, eingekauft. Robert behauptet von sich, so etwas wie „stahlbewußt“ zu sein. Nicht nur, aber immerhin auch deshalb, weil er als Angestellter in einem Eisen schaffenden Werk sein Geld verdient.

Bei den Eierbechern nun, die Frau Margarete bewundern ließ, handelt es sich um eine wirklich einnehmende Form aus rostfreiem Edelstahlblech, d. h. um kleine Schalen mit geschwungenem Rand, aus deren Mitte sich das eigentliche Eibehältnis becherartig heraushebt. Mit dem formschönen Eierlöffel dazu nicht nur ein Gebrauchsgegenstand, sondern zugleich ein Schmuckstück für den Tisch.

„Ist das nicht reizend?“ meint hausfraulich stolz Frau Margarete. Sie hat recht. Den Entwurf für die Herstellerfirma fertigte aber auch ein sehr namhafter Künstler an.

Nach diesem Blick in die Küche bleibt noch für eine Zigarettenlänge Zeit, um sich in dem einfach aber gediegen und geschmackvoll eingerichteten Wohnraum umzusehen und in der behaglichen Sitzecke unter einem die Wand schmückenden Relief aus Eisenkunstguß mit einem Motiv aus dem jagdlichen Leben Platz zu nehmen. Frau Margarete reicht die hübsche, kassettenartige Zigarettendose aus Stahl.

So findet die Nutzung von aus Stahl gefertigten Gegenständen immer mehr Eingang in die häusliche Welt aller Bevölkerungsschichten. Was könnte wohl näher liegen, als daß zu den Stahlverbrauchern auch alle diejenigen gehören, die unmittelbar oder indirekt an der Erzeugung und Verarbeitung von Stahl mitwirken. Denn Stahl, verarbeitet in unzähligen Formen zu der Masse kleiner und kleinster Gegenstände für den Hausgebrauch, schafft Arbeit und ist damit die Grundlage für die Existenz und den Wohlstand dieser Familien.

Frau Margarete hat das wohl begriffen. Als sie zum Abschied die Hand reicht, blitzt an ihrem Gelenk das neue, zartgliedrige Band aus Edelstahl, das die kleine Uhr hält. Ein Geschenk von Robert zum letzten Geburtstag. Schön, anschmiegsam und so leicht nicht zu verschleifen ...

O. R. Treichel

WICHTIGES MIT WENIG WORTEN

Die Hauptabteilung Sozialwesen gab bekannt:

Durch Eintritt der kälteren Jahreszeit sehen wir uns veranlaßt, unsere Mieter von Unterhauswohnungen und Einfamilienhäusern erneut darauf hinzuweisen,

daß die Reinigung des Bürgersteiges von Schnee, das Streuen von Asche oder Sand gegen Glätte

zu ihren Obliegenheiten gehören.

Für Polizeistrafen oder Schadensersatzansprüche aus Unterlassung ist der Mieter haftbar.

Den Schutz der Gas- und Wassermesser, Wasserleitungen und Wasserentnahmestellen gegen Frostgefahr empfehlen wir ebenfalls bei dieser Gelegenheit unseren Mietern. Wir bitten unsere Mieter, jetzt schon die Hauptabsperr- und Entleerungshähne auf Gängig- und Dichtigkeit zu überprüfen, damit bei Frost die Wasserleitungen ordnungsgemäß entleert bzw. abgesperrt werden können. Sollten die Hähne schadhaft oder undicht sein, bitten wir, uns dieses sofort zu melden.

Prokura erteilt wurde Adolf Weber, Abteilung Verkauf, mit Wirkung vom 1. Oktober.

Handlungsvollmacht erhielt vom gleichen Tage ab Heinrich Schröder, Abteilung Verkauf-PZ.

Befördert wurde Paul Sandig zum Werkmeister der Elektrischen Werkstatt Oberbilk, ebenfalls ab 1. Oktober.

Herausgegeben von der Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH, Düsseldorf-Reisholz. Verantwortlich: Direktor August Best, Düsseldorf-Reisholz. Erscheinungsweise: In zwangloser Folge. Einsendungen an die Sozialabteilung mit dem Kennwort „Werkmitteilungen“. Druck: Aussaat-Verlag GmbH, Wuppertal. Grafische Gestaltung: Karl Busch.

Bildnachweis: Italien: Edith Willutzki · Pensionäre führen ins Blaue (7): Heinz Völker · Lieber Klaus, lieber Herbert (4): Fahrtteilnehmer · Blitzblanke häusliche Welt (1): WMF Geislingen · Jubilare: Werkphoto.

Durch den Tod gingen von uns:

Franz Kaißling
Pensionär
zul. Trichterwinder
am 21. 9. 54

Willi Erkelenz
Fahrradwächter
am 4. 9. 54

Ignaz Haider
Pensionär
zul. Rohrwerksarbeiter
am 3. 10. 54

Johann Freiburg
Rohrwerksarbeiter
am 27. 9. 54



Mit Beginn der winterlichen Jahreshälfte ergeben sich in besonderem Maße für die Mieter der Erdgeschoß-Wohnungen wieder Verpflichtungen in Bezug auf die Gehsteige. Nicht immer tut's der Wind wie hier.

Bei Schnee und Eis helfen nur Besen, Asche oder Sand. Wir erinnern daran und empfehlen, die Veröffentlichung der Hauptabteilung Sozialwesen unter „Wichtiges mit wenig Worten“ besonders zu beachten.

Auch Öfen müssen gepflegt werden

Herbststürme erinnern unerbittlich an die beginnende Heizperiode. Haben Sie auch Ihre Feuerstätten genau nachgesehen? Ein Schornsteinfeger stellte fest, daß in seinem Bezirk von 171 Feuerstätten nur 52 in Ordnung waren und 119 heiztechnische Mängel aufwiesen. Ganz ähnlich lauteten auch die Zahlen aus den anderen Gebieten Westdeutschlands. Sicherlich wollen Sie nicht zu den Hausfrauen gehören, die, weil sie die Öfen nicht gut pflegen, ihr Geld zum Schorn-

stein hinausjagen. Die Abstellung der Schäden ist eine kleine Mühe und, wenn der Fachmann hinzugezogen werden muß, eine geringe Ausgabe im Verhältnis zur Vergeudung von Brennstoffen und Geld, die sonst während langer Monate unvermeidlich ist.

Zunächst heißt es, die Dichtheit der Öfen zu prüfen, denn die Luft darf nur durch die Aschentür oder die Luftregleinrichtung (Luftschieber, Rosette in der Aschentür) in die Feuerstätten strömen, sonst ziehen sie genau so schlecht wie eine Zigarre, bei der das Deckblatt beschädigt ist. Manchmal sehen wir mit bloßem Auge, daß an einigen Stellen das Feuer durchscheint. Häufig sind die undichten Stellen nicht so offensichtlich. Wir fahren dann mit einer brennenden Kerze überall dort entlang, wo die Feuerstätten zusammen gesetzt sind, vor allem auch an den Türen und Türrahmen. Wenn irgendwo die Kerzenflammen nach innen gezogen sind, haben wir eine „Falschluchtquelle“ entdeckt. Sie läßt sich größtenteils ohne fachmännische Hilfe beseitigen. Bei eisernen Öfen verschmieren wir die offenen Fugen mit Ofenkitt, bei Kachelöfen nehmen wir Lehm oder Schamott-Brei, ebenso bei undichten Abschlüssen der Ofenrohre an den Schornstein. Ist der Schornsteinzug zu schwach oder zu stark, muß der Fachmann zu Hilfe kommen. Auch beschädigte Roste oder zerbrochene Türen gehen ihn an, ebenso ein zu großer Rost, der ein arger Brennstoffvergeuder ist. Beschädigte Herdringe müssen unbedingt erneuert werden, denn durch sie strömt dauernd Falschlucht in die Feuerung. Durchgerostete Ofenrohre sind ebenfalls zu ersetzen. Alle Feuerstätten sollten gründlich gereinigt in die neue Heizzeit gehen.

Aus allen Zügen im Inneren der Öfen und Herde müssen Ruß und Flugasche entfernt werden, denn schon bei einer Rußschicht von nur 1 mm Dicke beträgt der Mehrverbrauch an Brennstoff 5 Prozent. Die Reinigung des Kachelofens ist Sache des Töpfers und Ofensetzers. Aber die Säuberung von eisernen Öfen, Waschkesseln, Badeöfen und Küchenherden kann die Hausfrau selbst vornehmen. Herde sollten regelmäßig alle 4 bis 6 Wochen gereinigt werden.

Schluß von Seite 390

gibt dann immer noch die natürliche Auslese, die zum Künstlertum, zum gediegenen Liebhaber — oder zum Versager führt. Man muß einsehen, daß sich wohl nichts erzwingen läßt, daß jede Hoffnung auf Erfolg aber nur in einer Atmosphäre des Vertrauens gedeihen kann. So aufgefaßt wird die Beschäftigung mit Musik zum Quell wirklicher Freude werden. Und dann? Ja dann kann es sich bewahrheiten, daß die Musik im Leben manche Türe öffnet, die sonst verschlossen bleibt. Wir möchten hier keine Märchen erzählen und Varianten zu jener rührenden Geschichte erfinden, in der ein armer Junge auf der Straße eine Stecknadel aufhob und mit dieser zugleich sein Glück erfaßte, weil das vor den Augen eines Selfmademans geschah, der Sinn für Sparsamkeit hatte. O nein: der „Reichtum“, der durch die Musik verteilt wird, ist nicht das Resultat eines Zufalls, sondern dasjenige fleißigen und zielbewußten Strebens. Dann aber kann es sein, daß das „viele Geld“ der Eltern gelegentlich mit Zins und Zinseszins

zurückerstattet wird. Denn ihrem Kind ist durch die Musik einiges in Leben und Fortkommen erleichtert worden. Man sollte von der allumfassenden Sprache, die sich Musik nennt, sicher mehr Gebrauch machen. Denn sie überbrückt und verbindet.

Der Tag der Hausmusik wird auf Anregung der Arbeitsgemeinschaft „Musikpflege“ im Einvernehmen mit der Ständigen Konferenz der Kultusminister alljährlich am zweiten Sonntag im November, begangen. Da die Schokoladenfabriken den „Muttertag“ in ihren Dienst stellten und die Krawattenfabriken den „Vatertag“ propagieren, ist man gegen solche Tage skeptisch geworden. Nachdem aber auf der ersten Kundgebung dieser Arbeitsgemeinschaft in Düsseldorf Dr. Herrmann von der Kultusminister-Konferenz und einer der großen kulturellen Musikverleger, Karl Vötterle, über Sinn und Aufgabe dieser Arbeitsgemeinschaft gesprochen haben, dürfte kein Zweifel mehr bestehen, daß der „Tag der Hausmusik“ eine große und wichtige Aufgabe hat. Alle technischen Erfin-

dungen können nicht darüber hinwegtäuschen, daß das selbsttätige Musizieren im Schwinden ist. Das bedeutet, daß die Quelle und der Grund aller Musikkultur gefährdet ist. In der Arbeitsgemeinschaft „Musikpflege“ haben sich nun alle zusammengefunden, die die Musik selbst als Komponisten oder Interpreten, als Erzieher, als Instrumentenbauer, als Musikverleger oder Musikalienhändler zu ihrem Beruf erwählt haben. Angehörige dieser Berufe zeigen am Tag der Hausmusik in den verschiedenartigsten Veranstaltungen, wie die Musik zu einem Quell der Freude werden kann. Wer für sein eigenes Leben und für seine Kinder den Ruf aufgreifen will, der besorge sich durch seinen Buch- oder Musikhändler die kleine Schrift von Ernst Müller *Dein Kind und die Musik / Gedanken zur musikalischen Erziehung* (Bärenreiter-Verlag Basel und Kassel) oder lasse sich vom Arbeitskreis für Hausmusik (Kassel-Wilhelmshöhe, Heinrich-Schütz-Allee 35) einen Aufruf und ein Probeheft der Zeitschrift „Hausmusik“ kommen.

Hoch soll er leben!

Brutus nannten sie den Dicken, der heute Geburtstag hatte, und im Kreise seiner Freunde im Extrazimmer des „Tatzelwurms“ gefeiert wurde. Es waren lustige und trinkfeste Zecher, und die ausgelassene Stimmung zeigte an, daß man über die Alltagsorgen längst hinaus war. Zwischen den Witzen aus „Kiste eins“ erscholl immer wieder das aufmunternde „Na dann Prösterchen!“.

Auch Brutus war bereits über das beschwingte Gefühl, das der süffige Wein erzeugt hatte, hinaus. Schließlich war er ja nicht mehr der Jüngste, und er hatte tapfer mitgehalten, wie sich das für einen Mann gehört, der sich in solcher Runde nicht blamieren will. Aber nun fühlte er eine leichte Müdigkeit; die Beine waren so merkwürdig schwer und die Stimmen um ihn herum hörten sich an, als ob sie aus der Ferne kämen. Am liebsten hätte er ein Nickerchen gemacht. Er träumte von seinem Bett als letzte Erlösung von allem Übel dieser Welt, vielleicht auch als Läuterung einer ungefesselten Zeit. Aber aus diesen Träumen wurde er immer wieder schreckhaft aufgeschreckt durch den Zuruf seiner Freunde: „Hoch soll er leben!“

Sie sahen, daß Brutus unendlich müde war und genug hatte. Aber über diesen Zustand freuten sie sich. Er begeisterte sie und immer wieder sangen sie im Chor: „Hoch soll er leben, hoch soll er leben, dreimal hoch!“ Und dann hoben sie die vollen Gläser. Was blieb Brutus anderes übrig, als mit ihnen anzustoßen, denn er hätte es nicht über sein Herz gebracht, die Ehrung, die man ihm zukachte, mit schnöder Unhöflichkeit zu vergelten. Nein, das ging nicht. Es ging

auch nicht, als die Uhr schon zwei Uhr zeigte und der Wirt die Stühle in der großen Gaststube zusammengestellt hatte. Aber schließlich ist auch die schönste Geburtstagsfeier einmal zu Ende. Lärmend schieden die Freunde und schüttelten Brutus die Hand. „Komm gut heim“, riefen sie ihm noch nach.

Und Brutus machte sich auf den Heimweg. Einen Augenblick wunderte er sich, daß er überhaupt noch gehen konnte. Das war eine Entdeckung, die ihn mit kindhafter Freude erfüllte. Er sang sich ein Liedchen, und als Refrain gröhnte er: „Hoch soll er leben!“ Als ihm niemand antwortete, wurde er böse. Er fuchtelte mit den Armen in der Luft herum und torkelte dabei. „Hoppla“, nuschelte er, „das wäre beinahe schief gegangen. Aber ich bin doch nicht beschickert. Ne, so ist das nicht mit eurem Brutus.“ Er bemühte sich nun, ganz gerade und sicher zu gehen, aber schon bald verfiel er wieder in barocke Sprünge. Er schaukelte über den Fahrdamm wie ein alter Kahn auf hoher See. „Fröhlichkeit, Heiterkeit, das ist des Lebens Mai“, gröhnte er und überhörte dabei das schrille Kreischen von Bremsen. Und dann breitete sich eine unheimliche Stille in der menschenleeren Straße.

Brutus lag auf dem harten Pflaster. Seine Augen sahen leer zu dem nächtlichen Himmel. Seitab und etwas quer stand ein Auto. Zitternd und bleich entstieg der Fahrer dem Wagen. Er bückte sich über Brutus, kniete vor ihm. „Mein Gott, Heinz, ist der Mann verletzt?“, fragte leise eine Frau aus dem Innern des Wagens. „Er rührt sich nicht“, sagte der Fahrer. „Scheußlich, ich muß sehen, daß ich einen Polizisten erwische. Reg dich nur nicht auf. Ich bin gleich wieder da.“ Dann entfernte sich der Fahrer. Die Frau im Wagen weinte.

Am nächsten Tage rissen die Telephonanrufe zwischen den Freunden Brutus' nicht ab und jedes dieser Gespräche begann mit dem monotonen Satz: „Hast du schon die Morgenzeitung gelesen? – Ja? – Was sagst du zu unserem Brutus? Ist das nicht furchtbar! Und immer schwang Rene und Schuldbewußtsein mit, denn immer wieder hieß es in diesen Gesprächen: Wer hätte das geahnt? Der Brutus konnte doch einen Stiefel vertragen. Vor ein paar Stunden haben wir ihn noch hochleben lassen und jetzt das! Der arme Kerl. Vielleicht hätten wir ihn doch besser nach Hause begleiten sollen.“

Aber alle diese Überlegungen und das ganze Mitleid mit dem Freund und seiner unversorgten Familie kommt zu spät. Man hat einen Menschen zu Tode hochleben lassen. Man ist schuld an seinem Schicksal.

Klage und Trauer über begangene Fehler sind zu nichts nütze. Deine Reue sei lebendiger Wille, fester Vorsatz, wie einmal ein Dichter sagte.

Und niemand vergesse: Wieder ein Verkehrsunglück, das hätte vermieden werden können, wenn die Menschen nur verständiger und von festerem Charakter wären.

